1,60 DM / Band 290
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der tödliche Golem

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100



Der tödliche Golem

John Sinclair Nr. 290

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 24.01.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der tödliche Golem

»Wenn wir unsere Feinde nicht mit den Waffen besiegen können, müssen wir eben zu anderen Maßnahmen greifen!« erklärte der Mann mit lauter Stimme und beendete damit seine flammende Rede.

Er stand breitbeinig vor dem zuckenden Lagerfeuer, und die Schatten der Flammen strichen wie lange Geisterfinger an seiner Gestalt hoch.

Noch fünf weitere Männer saßen um das Feuer. Sie waren schwer bewaffnet, hatten die Kolben der Gewehre auf den weichen Boden gestemmt, hielten mit ihren sehnigen Händen die Läufe umklammert, wobei die Mündungen wie Augen der Hoffnung gegen den nachtdunklen Himmel ragten, der von einem prächtigen Sternenheer übersät war.

Die Augen der Männer blickten müde. Sie hatten die Rede gehört, doch die Worte hatten sie nicht mitgerissen. Chavir, ihr Anführer, war groß mit Worten, aber klein mit Taten. Er hatte bisher wenig gekämpft und wartete immer darauf, daß es einmal besser wurde.

Wer konnte das schon sagen?

Sie kamen aus der Großstadt, hatten jahrelang in England gelebt und studiert. Nun brauchte die Heimat sie. Im Libanon wurde gekämpft. Aus den Bergen dieses krisengeschüttelten Landes war der Ruf gekommen, der auch sie an die Waffen trieb.

Man hatte Chavir, einen Rebellen, geschickt. In London hatten sie sich versammelt und waren gemeinsam in die Berge gefahren, um dort von IRA-Leuten ausgebildet zu werden.

In geheimen Camps wurden sie trainiert. Man schlug und prügelte ihnen den Wohlstand aus den müden Knochen und machte die jungen Männer zu Kämpfern.

Noch war alles Theorie, aber das sollte sich bald ändern. Aus der Heimat waren alarmierende Nachrichten eingetroffen.

Chavir blieb in seiner Pose. Er trug einen schwarzen Kampfanzug und ein ebenfalls schwarzes, schiefsitzendes Barret auf dem Kopf. Die Lederstiefel reichten fast bis zu den Knien. Die Ärmel der Kampfjacke hatte er nach oben gekrempelt, in seinem bärtigen Gesicht glühten die Augen in einem fanatischen Feuer.

Ja, sie hätten wirklich keinen wilderen als Chavir schicken können. Er war durch die Hölle gegangen, kannte die Folter und das Töten. Hatte in Lagern gesessen, war einmal der Verlierer gewesen und dann wieder der Gewinner.

Die Verantwortlichen setzten Vertrauen in ihn, deshalb schickten sie ihn auch los, um die verstreut lebenden Mitglieder des Drusen-Volkes zu mobilisieren.

Die fünf Männer hatten die Worte des Anführers gehört. Antworten gaben sie nicht, sondern senkten ihre Köpfe und schauten in die zuckenden Flammen, die sich tanzend in den kleinen mit Steinen eingefaßten Feuerstelle bewegten.

»Ihr sagt nichts?« fragte Chavir.

Ein schmalhüftiger junger Mann mit einer getönten Kampfbrille vor den Augen, hob seinen Blick. »Was sollen wir dazu sagen, Chavir?«

»Hat euch meine Rede nicht gefallen?«

»Schon.«

»Aber?«

»Der Libanon ist weit.«

Chavir lachte und stemmte seine Hände in die Hüften. »Das weiß ich selbst, Freunde. Unser Land ist weit. Aber unser Land braucht Kampfer. Harte Männer, um die Feinde zu besiegen.«

»Das hast du schon einmal gesagt«, meldete sich ein anderer. »Aber

was schlägst du genau vor?«

Das war der Punkt, auf den Chavir hinauswollte. Er hatte es bewußt darauf ankommen lassen. »Ich habe euch schon gesagt, daß es mit Waffen manchmal nicht geht. Deshalb müssen wir Kräfte mobilisieren, über die andere vielleicht lachen, die mir aber bekannt sind. Ich weiß, wovon ich rede, und ich werde sie auch einsetzen.«

»Wovon sprichst du?« fragte der erste Frager wieder.

Das bärtige Gesicht des Anführers verzog sich zu einem Lächeln. »Das will ich dir genau sagen. Das Gute steht auf unserer Seite. Wir kämpfen für unser Volk. Aber es wird schwer sein, und ich habe mir gedacht, wenn das Gute auf unserer Seite steht, können wir einfach alles einsetzen.«

»Die Atombombe?« fragte jemand mit etwas zittriger Stimme.

»Schlimmer«, antwortete Chavir.

Die Leute schwiegen. Mancher bekam ein ungutes Gefühl. Ein leichtes Hüsteln durchbrach den Ring des Schweigens. Nur das Holz verbrannte knisternd unter den tanzenden, kleinen Flammenzungen und sprühte manchmal als Spur in die Höhe.

»Rede endlich!« wurde Chavir aufgefordert.

»Schlimmer als eine Atombombe«, sagte er, »kann eigentlich nur eines sein. Der Teufel, der Scheitan, die Hölle. Und ihre Hilfe werden wir in Anspruch nehmen. Ich sage nur ein Wort. Schwarze Magie!«

Er hatte sich vorgebeugt, seine Augen glänzten, die Arme waren ausgestreckt, die gespreizten Hände befanden sich über den zuckenden Flammen und wurden als übergroße Schatten gegen die Felswand gemalt.

Niemand antwortete ihm.

Die jungen Männer saßen da und schwiegen. Bei zweien von ihnen zuckten die Mundwinkel, ein Zeichen, daß sie sich ein kleines spöttisches Lächeln leisteten. Das war auch alles.

»Was sagt ihr?« rief Chavir.

»Nichts!«

»Und warum nicht?«

»Weil so etwas nicht geht!« wurde dem Rebellenführer geantwortet.

Chavir bekam einen Wutanfall. Er stampfte mit dem Fuß auf und fuhr den Zweifler an. »Willst du mich einen Lügner nennen, du Sohn einer elenden Kröte?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Ich habe es so verstanden.«

»Beweise es uns!« rief ein anderer.

»Das werde ich auch«, erklärte Chavir und lächelte. »Wartet ab, ich bin gleich wieder da.« Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als er den Männern den Rücken zuwandte und nach wenigen Schritten schon zwischen den Felsen verschwand.

Die Rebellen wußten nicht so recht, wie sie die Worte ihres Anführers einstufen sollten. Sie sprachen flüsternd darüber. Vier von ihnen hielten Schwarze Magie für Unsinn. Nur einer war dabei, der seinen Kopf wiegte und daraufhin wies, daß man mit Magie doch einiges erreichen konnte.
»Wie denn?« wurde er gefragt.
»Vielleicht durch einen Flaschengeist?« flüsterte ein anderer.
»Unsinn, aber es gibt Beschwörungen, die den Scheitan aufrütteln.«
»Laß den Satan ruhig in der Hölle! Mir reichen die Feinde meines Landes. Sie sind für mich die Teufel.«
»Wir können sie durch den anderen austreiben.«
»Das soll mir Chavir mal vormachen.« Der Sprecher verstummte, denn er hatte Schritte gehört.
Chavir kam zurück.
Diesmal trug er etwas in den Händen. Niemand der Männer konnte es sehen, da es durch ein dunkles Tuch verdeckt worden war.
Chavir machte es spannend. Er sprach kein Wort Man machte ihm bereitwillig Platz, als er Anstalten traf, sich zwischen die Männer zu setzen.
Im Kreuzsitz nahm er Platz, ohne den geheimnisvollen Gegenstand aus den Händen zu legen.
Unter dem dunklen Tuch schien sich ein Kasten zu befinden, jedenfalls deuteten die Umrisse darauf hin.
Die fünf Kämpfer richteten ihre Blicke gespannt auf das geheimnisvolle Teil, das Chavir jetzt absetzte. Mit spitzen Fingern faßte er nach dem schwarzen Tuch und zog es mit einem Ruck ab.
Es flatterte für einen Moment in die Höhe, faltete sich dort fast zusammen und segelte langsam zu Boden, wobei es neben einem kleinen Kasten liegenblieb.
Niemand hatte bisher eine Frage gestellt. Auch Chavir fühlte sich nicht veranlaßt, jetzt schon eine Erklärung abzugeben. Er wollte die Spannung erhöhen.
Der kleine Kasten war ebenfalls dunkel. Im Widerschein des Feuers bekam er ein gespenstisches Muster, das auch über die harten Gesichter der Rebellen lief.
Chavir lächelte knapp. Dann flüsterte er und deutete dabei mit dem Zeigefinger auf den Kasten. »Dort ist unsere Geheimwaffe versteckt. Ich habe sie aus der Heimat geholt. Bin den Spuren nachgegangen, die meine Ahnen hinterlassen haben und fand alles so vor, wie sie es sagten. Auf einem alten Friedhof, versteckt im Felsengrab und umhüllt von einem Tonkrug, hat es die langen Jahre überdauert.«
Der Mann mit der Kampfbrille konnte sich nicht mehr beherrschen. »Was ist es denn?« fragte er.
Chavir warf ihm einen kurzen Blick zu. »Das werdet ihr gleich sehen.

Und euch werden die Augen übergehen!« Kaum hatte er die Worte gesprochen, als er den Deckel abhob.

Da er direkt hinter dem Kasten saß, konnte er auch hineinschauen, die anderen besaßen einen schlechteren Blickwinkel und beugten sich vor, um den Gegenstand erkennen zu können.

Das war nicht nötig, denn der Rebellen-Chef betätigte einen kleinen Mechanismus, der die restlichen vier Seiten des Kästchens zusammenfallen ließ, so daß jeder erkennen konnte, welchen Inhalt der kleine Kasten barg.

Kein Schrei, kaum ein Laut der Überraschung, obwohl alle fünf geschockt waren.

Vor ihnen lag ein menschliches Herz!

***

Die Männer hielten den Atem an. Mit allem hatten sie gerechnet, damit nicht. Sie wagten auch nicht, die Wand des Schweigens zu unterbrechen, jeder starrte auf das völlig blutleere Herz, das eingeschrumpft war und sehr verkleinert wirkte.

Auch Chavirs brennender Blick traf diesen Gegenstand, und der Mann schüttelte nur leicht den Kopf.

»Wieso?« hauchte jemand.

Chavir hob den Kopf. »Ihr wißt, was sich hier in dem Kasten befindet?« fragte er nach.

Als Antwort bekam er ein fünfmaliges Nicken.

»Es ist ein Herz«, flüsterte er. »Das Herz eines Menschen, eines Mannes, der einmal zu den großen Magiern gehört hat, und der mein Ahnherr war. Viele haben ihn als einen Dschinn bezeichnet, zumindest als einen Mann, der dem Scheitan diente.«

»Tat er das?« fragte jemand.

»Ja, er war ein Diener der Hölle. Er lebte vor langer Zeit, fast 500 Jahre ist es her, und er hatte Kontakt mit dem Teufel. Es stand geschrieben, daß man alles an ihm töten könnte, nur das Herz nicht. Und das liegt nun vor euch.«

»Soll es eine Waffe sein?« meldete sich ein wild aussehender Kämpfer, der einen Turban auf dem Kopf trug.

»Es ist die Waffe!«

Die Männer schauten sich an. Es war ihnen anzumerken, daß sie nichts verstanden.

»Ich will es euch erklären«, sagte Chavir. »Wer dieses Herz besitzt, hat die Macht. Es kann ihm gelingen, wenn er die richtigen weisen Formeln weiß, mit dem Scheitan Kontakt aufzunehmen. Und der Teufel hat seine Diener noch nie im Stich gelassen. Er wird ihnen den nötigen Halt geben und auch die nötige Unterstützung. Wir werden eine Beschwörung durchführen und den Scheitan um Hilfe bitten. Er

muß dafür sorgen, daß unser Kampf gelingt. Er gibt uns die Kraft, wenn wir ihm etwas versprechen. Unsere Seelen!«

Die fünf Männer hatten atemlos gelauscht. Hinter dem zuckenden Vorhang aus Flammen wirkten ihre Gesichter wie mit dünner Farbe in die Luft hineingemalt. Es sprach niemand, doch den Augen war anzusehen, was sie dachten. Sie kamen nicht so recht mit, sie wollten nicht daran glauben, und jetzt sollten sie noch ihre Seelen verkaufen.

Das war Schacher mit der Hölle!

»Warum unsere Seelen?« wurde Chavir gefragt.

»Weil auch der Teufel nichts umsonst gibt. Wenn ich ihn durch das Herz meines Ahnherren beschwöre, wird es vergehen, aber der Scheitan braucht Ersatz. Er kann das Herz nicht einfach abgeben, und eure fünf Seelen sind Ersatz für ihn genug. Damit wird er sich bestimmt zufriedengeben. So sehe ich es. Und ihr?«

Die Männer schauten sich an. Chavir bemerkte ihre Zweifel, und die mußte er aus dem Weg räumen.

»Denkt an unseren Kampf«, sagte er. »Denkt an die Heimat, wo unsere Freunde und Landsleute sterben. Deshalb müssen auch wir Opfer bringen und dem Satan unsere Seelen geben.«

»Was geschieht dann?« fragte jemand. »Werden wir die Unsterblichkeit erlangen? Kann uns keine Kugel töten?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du bist ehrlich«, meinte ein anderer. »Das gefällt mir.«

Die übrigen vier nickten beifällig.

»Und es ist sicher, daß er uns auf diese Art und Weise helfen will?« wollte jemand wissen.

»Ich weiß es nicht«, gab Chavir zu, nahm einige Holzstücke und legte sie vorsichtig in die Glut, wo sie von den Flammen erfaßt wurden und das Feuer heller brannte.

»Wie willst du es machen?« wurde er gefragt.

Chavir nickte. Er hatte die Männer überzeugt, das wußte er jetzt schon, und er holte tief Atem. »Mein Ahnherr hat der Hölle gedient. Und er liebte das Höllenfeuer. Wenn ich einmal ganz sterbe, so soll er gesagt haben, nur durch das Feuer. Ich werde das Herz in die Flammen werfen, damit der Satan das Zeichen sieht, unsere Absicht bemerkt und entsprechend reagiert.«

»Was wird er dann tun?«

»Das weiß ich nicht«, erklärte Chavir. »Die Reaktionen des Scheitans sind so verschieden, daß sie niemand voraussagen kann. Vielleicht erscheint er selbst, vielleicht schickt er seine Höllenboten oder zerrt uns in die Unterwelt hinein. Den Scheitan kann man nicht berechnen, das wißt ihr ebenso wie ich. Also, ich frage euch noch einmal. Seid ihr einverstanden, meine Freunde? Wollt ihr eure Seelen dem Teufel weihen, damit wir noch stärker für die Sache unserers Vaterlandes

kämpfen können und einmal als Helden in die Geschichte eingehen? Wollt ihr das?«

Der Reihe nach schaute Chavir die Männer an. Er sprach jeden mit Namen an und erwartete eine Antwort.

Keiner schloß sich aus. Die Worte des Rebellen hatten sie überzeugt.

Zudem waren sie lange genug geschult worden, so daß es eigentlich keine andere Möglichkeit für sie gab.

Chavir war zufrieden. »Ich wußte«, erklärte er, »daß ihr mich nicht im Stich laßt, und ihr werdet diesen alles entscheidenden Schritt nicht bereuen. Wer den Scheitan freiwillig ruft, der kann sich seiner Hilfe sicher sein!«

»Wir hoffen es«, sprach der Mann mit dem Turban für alle.

»Dann laßt uns beginnen!«

»Können wir sitzenbleiben?«

»Ja«, erwiderte Chavir. »Die Kraft meines Ahnherrn reicht aus, um den Satan herzulocken, denn in diesem Herz ist auch seine Seele gefangen. Sie wird freikommen, den Weg Scheitans kreuzen und ihn um seine Hilfe bitten. Der Teufel wird uns zur Seite stehen und dafür sorgen, daß wir den Kampf gegen die übermächtigen Feinde gewinnen. Wir sind die Sieger. Wir müssen es einfach sein!«

Nach diesen Worten wurde es still. Auch Chavir sprach nicht mehr. Es war genug geredet worden, nun mußte er handeln.

Er streckte beide Arme aus und legte seine ebenfalls ausgestreckten Hände vorsichtig rechts und links um das Herz. Im ersten Augenblick zuckte er zusammen, als er es spürte, denn es fühlte sich nicht kalt an, sondern seltsam warm, als würde noch Leben in ihm stecken, aber das konnte auch auf einem Irrtum beruhen.

Wie dem auch sei, er mußte es versuchen.

Behutsam hob er den für ihn so wertvollen Gegenstand in die Höhe, schloß seine Hände darum und näherte sich den Ausläufern der tanzenden Flammen. Einen Augenblick zögerte er noch, dann zuckten seine Arme, und im nächsten Moment flog der dunkle Gegenstand durch die Luft, bevor er in der Mitte des Feuers landete.

Er fiel auf das brennende Holz. Funken sprühten in die Höhe. Sie zogen ihre Bahnen, es knisterte, Holz brach weg, und plötzlich wurde aus dem Lagerfeuer eine fauchende Lohe.

Sie stach säulenartig in den dunklen Himmel, schien nach den Sternen greifen zu wollen und kippte wieder zusammen, um die Größe eines Menschen zu erreichen und dann stehenzubleiben.

Ein fahles blaurotes Licht strahlte von ihr ab, das auch nicht die Gesichter der um sie herumsitzenden Männer verschonte und die Haut aussehen ließ wie die von lebenden Leichen.

Die Rebellen hockten in einem kleinen Talkessel. Er war durch Berge gegen die Sicht anderer geschützt, aber auch gegen den Wind.

Dennoch hörten sie ihn.
Etwas fauchte heran. Ein fast wütend zu nennender Windstoß, der in die Säule hineintauchte, sie wie mit Greifhänden packte und auseinanderdrückte.
Die Säule nahm eine andere Form an.
Und in ihr erschien ein Gesicht. Eine Fratze.
Dreieckig in der Form. Grausam, das Böse abstrahlend. Glühend die Augen. Weit aufgerissen das Maul.
Der Teufel!
Ein häßliches Lachen dröhnte den Männern entgegen, die angstvoll um die Säule herumsaßen und anfingen zu zittern.
Nur Chavir blieb ruhig. »Scheitan!« rief er mit Stentorstimme. »Großer Scheitan, du Herr über die Schrecken der Unterwelt. Ich habe dich gerufen, denn wir, die wir hier sitzen, wollen dir unsere Seelen verkaufen, wenn du uns in unserem Kampf gegen die Feinde hilfst. Mein Ahnherr stand an deiner Seite, ich stehe ebenfalls zu dir und bitte dich, uns zu erhören.«
»Was wollt ihr?« donnerte ihnen die Stimme entgegen. Obwohl die Feuersäule in der Luft stand, zitterte sie, als wäre sie mit einer elektrischen Spannung aufgeladen.
»Deine Hilfe, Scheitan!«
Dröhnendes Lachen. »Weshalb sollte ich euch helfen? Ihr habt mich auf meinem Weg gestört. Eure Magie hat mich abgelenkt.«
»Du bekommst unsere Seelen!« schrie Chavir.
»Die hätte ich sowieso bekommen. Ich hole mir alles, was ich will. Merkt es euch.«
»Aber du bist erschienen!« Chavir gab nicht auf. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, den Satan auf seine Seite zu ziehen. Das führte er auch durch.
»Ja, ich bin erschienen. Das hast du nicht deiner Kunst der Beschwörung zu verdanken, sondern einem anderen. Dein Ahnherr sorgte durch sein Opfer dafür, daß ich ihm auf gewisse Weise verpflichtet bin.«
»Dann wirst du uns helfen?«
»Bekomme ich die Seelen?«
»Versprochen!«
Der Teufel lachte. »Sagt mir euren Wunsch.«
Chavir begann zu erklären. Er benutzte einfache Worte, um die Probleme offenzulegen. Der Satan hörte zu, grinste ein paarmal diabolisch und war einverstanden.
»Ja«, rief er. »Ich helfe euch. Ich habe eingesehen, daß ihr auf meiner Seite steht.«
»Wie wirst du es machen?«
»Erst die Seelen!«

Chavir drehte seinen Kopf. Atemlos hatten die Männer auf den Teufel geschaut. Trotz des Feuers waren ihre Gesichter bleich. Auf der Haut glänzten Perlen aus Schweiß.

Sie erlebten etwas Unheimliches, und sie spürten die Sphäre der Magie, die sich, einem unsichtbaren Tuch gleich, über ihre Köpfe gelegt und sie umfangen hatte.

»Sie gehören jetzt mir?« fragte der Teufel.

»Ja!«

»Dann werde ich ihnen mein Zeichen einbrennen. Ein Beweis dafür, daß sie mir zu Diensten sind.« er lachte wieder, drehte sich, und aus seinen Augen schossen rote Feuerblitze.

Langen Lanzen gleich, bohrten sie sich durch die Finsternis am Rande des Feuers, und sie trafen ihre Ziele.

Jeder bekam etwas mit.

Plötzlich erschienen genau zwischen den Augen der Männer rote Zeichen, die aussahen wie Flecken, doch wer genauer hinschaute, erkannte, daß es jeweils ein Abbild des Satans war.

Eine verkleinerte Teufelsfratze.

»Mein Sigill!« rief der Satan. »Mein Zeichen. Sie gehören jetzt zu mir, und ich kann über sie bestimmen. Ich werde sie als Diener einsetzen, wann immer ich es will. Es bleibt aber noch einer übrig. Nämlich du, Chavir. Willst du auch ein Diener werden?«

»Ja!« brüllte der Rebellen-Anführer.

»Dann schau mich an!«

Das tat Chavir auch. Er sah in den Blitz hinein, wurde geblendet und spürte für einen Moment auf seiner Stirn einen heftigen Schmerz, als würde sich dort die Haut zusammenziehen. Er wankte einen halben Schritt zurück, dann war alles vorbei.

»So!« dröhnte die Stimme des Teufels aus der Feuersäule. »Das wäre erledigt. Und jetzt zu meiner Hilfe. Ihr seid meine Diener, ich kann mit euch machen, was ich will, deshalb werdet ihr zuerst meine Feinde töten. Aber ich gebe euch eine Unterstützung, wie sie jemand selten bekommen hat. Gebt genau acht!«

Der Teufel streckte einen Arm aus und deutete in den Hintergrund des Talkessels.

Aus dem Nichts entstand dort ein unheimliches Wesen. Riesig anzusehen, fast so dunkel wie die Nacht, und in seiner Hand einen roten Ball haltend. Der Golem war da!

***

Ich konnte es nicht erklären, es war einfach zu wundersam, zu fantastisch, denn mein Freund Bill Conolly und ich befanden uns auf einer seltsamen Reise.

Wir waren gefangen in einem goldenen Strahl, der entstanden war,

weil der Kelch des Feuers, aktiviert durch den Geist der verstorbenen Tanith, mit meinem Kreuz eine Verbindung eingegangen war.

Über Erklärungen brauchte und konnte ich nicht nachdenken, ich nahm es einfach hin, und es war das beste, was ich machen konnte.

Angefangen hatte alles mit Sheila Conolly. Sie war unter, den Bann des Teufels geraten, denn der Satan hatte zu einem Großangriff auf das Sinclair-Team geblasen. Sheila hatte er bekommen, Bill auch, und beide hatte er in den Vorhof der Hölle verschleppt, wo sie verschollen blieben.

Ich suchte meine Freunde, und es gelang mir durch Taniths Hilfe, den Vorhof der Hölle zu betreten.

Tanith, die vom Satan ermordet worden war und deren Körper in der kühlen Erde eines Friedhofes lag, hatte es dennoch verstanden, ihren Geist oder ihre Seele zu retten. Sie schwebte in einem Zwischenreich, dicht am Rande des Jenseits, aber noch nicht direkt im Reich der Toten.

Aus diesem Zwischenreich, das Tanith nicht verlassen konnte, schickte sie mir eine Botschaft über den Kelch des Feuers, der in meiner Wohnung stand. Zum Kelch gehörte die Kugel, die Tanith einmal so große Dienste erwiesen hatte, sich nun aber in der Hand des Teufels befand. Er hielt sie versteckt, verborgen im Vorhof der Hölle, wo auch die beiden Conollys verschollen waren.

Ich wollte mit Taniths Hilfe auf geistiger Ebene die Kugel finden und auch meine Freunde befreien. Es gelang mir tatsächlich, in den Vorhof der Hölle einzudringen.

Und dort wurde ich erwartet.

Ein grauenvolles Abenteuer lag hinter mir und eine Fast-Niederlage. Ich hatte es nicht geschafft, Sheila Conolly aus den Klauen des Höllenfürsten zu befreien, nur bei Bill war es mir gelungen.

Das letzte Bild war schrecklich gewesen. Kurz bevor uns die Magie von Kelch und Kreuz aus dem Vorhof der Hölle wegtransportierte, hatten wir Sheila noch gesehen.

Auf einer von glühender Lava getragenen Plattform stand sie zusammen mit dem Teufel und seinem unheimlichen Diener, einem Golem. Zusätzlich waren wie zum Hohn noch Wikka und Jane Collins erschienen. Alle fünf verschwanden, ich hatte das Nachsehen und konnte mich nur noch um meinen Freund Bill kümmern, dem es ziemlich schlecht ging. Als er gefesselt gewesen war, hatte seine Frau Sheila auf ihn geschossen.

Zum Glück hatte das Geschoß den Reporter nicht getötet, es war ihm in die Hüfte gedrungen und hatte dort eine schmerzhafte Verletzung hinterlassen.

Kugel und Kelch gehörten zusammen. Sie bildeten eine Einheit, wo die Kugel war, da wollte auch der Kelch hin, und das bedeutete, daß

ich, wenn ich den Kelch weiterhin behielt, auch mit diesem unheimlichen Monstrum, dem Golem konfrontiert wurde.

Über ihn wußte ich so gut wie nichts. In einem großen Käfig war er gefangen gehalten worden, zusammen mit der Kugel, die der Satan an sich genommen hatte. Als ich in die Dimension eindrang, lag sie gewissermaßen schon im Sterben, sie brach zusammen, als hätte die wahre Hölle ihr Maul geöffnet, um sie zu verschlingen. Es war uns im allerletzten Augenblick gelungen, eine Gegenmagie zu erstellen, um dem Chaos zu entfliehen.

Und nun trieben wir durch die Dimensionen.

Trotzdem verspürte ich keine Furcht. Ich wußte, daß der Kelch immer sein Gegenstück, die Kugel, suchte. Unser Weg würde also dort enden, wo sich auch die Kugel befand. Eine unwahrscheinliche Sache, aber nicht abwegig, wenn ich daran dachte, was alles hinter mir lag.

Diese Verbindung zwischen Kelch und Kreuz hatte mir ermöglicht, unsichtbar zu werden. Durch eigenen Wunsch hatte ich mich dorthin teleportieren können, wo ich gern gewesen wäre, und so war es mir gelungen, als Unsichtbarer den Conollys zu Hause einen Besuch abzustatten. In einem Haus, wo Shao, Suko, der kleine Johnny und Nadine, die Wölfin, verzweifelt auf die Rückkehr der beiden wichtigen Menschen warteten.

Im Vorhof der Hölle war ich jedoch nicht als Unsichtbarer erschienen, sondern in meiner normalen Gestalt, denn dort hatte die Verbindung zwischen Kelch und Kreuz nicht bestanden.

Es war ein Schweben und Gleiten. Meine Gedanken wurden ausgeschaltet, das Gehirn lag frei für neue Eindrücke, aber sie kamen nicht. Taniths Geist hielt sich zurück, sie wollte uns nicht führen, obwohl ich ihr Gesicht auf dem Boden des Kelchs sah.

Ich hatte mich auf die Kugel konzentriert, denn ich wollte in ihrer Nähe bleiben. Vielleicht führte über sie der Weg auch zu Sheila.

Bills Gewicht merkte ich nicht mehr.

In dieser Dimension waren die Gesetze der Schwerkraft aufgehoben, aber ich wußte, daß es meinem Freund schlecht ging. Er mußte so rasch wie möglich in die Hände eines Arztes, sonst war alles zu spät.

Wo und wann würden wir »landen«?

Diese Frage stellte ich mir immer wieder. Ich hatte jegliches Gefühl für Zeit verloren, wußte nicht, ob ich eine Minute oder eine Stunde unterwegs war, die Magie trieb uns voran, und ich ließ mich gern treiben.

Urplötzlich war alles anders.

Unter meinen Füßen spürte ich einen Widerstand. Die Schwärze wich, es war zwar noch dunkel, aber nicht mehr so schlimm wie zwischen Raum und Zeit.

Und es wurde kühl.

Ich merkte den Wind, der mir entgegenfuhr, nahm ihn dankbar auf, atmete eine frische Luft und schaute in die Höhe.

Ein herrlicher Himmel. Bedeckt mit zahlreichen Sternen. Dieses Bild deutete auf eine klare Nacht hin, falls ich mich auf der Erde befand. Und das war die Frage.

Ich orientierte mich an den Gestirnen, schaute sehr genau nach und kam zu dem Entschluß, daß uns die eigene Welt wiederhatte.

Das gab mir Mut.

»John?« Die schwache Stimme meines Freundes Bill drang an meine Ohren. Ich drehte mich um und sah ihn hocken.

Er saß auf dem Boden, der Wind wühlte sein Haar hoch, das Gesicht leuchtete bleich, und er hatte eine Hand gegen die rechte Hüfte gepreßt, denn dort hatte ihn das Silbergeschoß getroffen.

Auch ich ging in die Knie und brachte mein Gesicht ziemlich dicht an das meines Freundes.

»Verdammt, John, was ist geschehen?«

Die Frage erschreckte mich ein wenig. Dem Reporter ging es mies.

Wahrscheinlich hatte er Fieber. Haut und Augen glänzten. Auf der Haut lag der Schweiß, in seinen Pupillen jedoch las ich einen Glanz, den eigentlich nur eine Krankheit hervorrufen konnte.

»Wir haben es geschafft«, gab ich die optimistisch klingende Antwort.

»Nicht mehr in der Hölle?«

»Nein, Bill.«

Mein Freund lächelte, wurde aber wieder sehr schnell ernst, denn er fragte sofort nach Sheila.

Ich schwieg.

»John!« Er streckte seinen Arm aus und berührte meine Schulter. Die Finger klammerten sich fest. »John, ich will eine Antwort von dir haben. Was ist mit Sheila?«

Ich schaute an Bills Schulter vorbei, und mein Blick verlor sich in der Dunkelheit. Zum Teufel auch, es war so schwer, ihm die Wahrheit zu sagen. Er hockte verletzt vor mir, zitterte um seine Frau und fieberte im wahrsten Sinne des Wortes.

»Leider konnte ich nur dich retten«, flüsterte ich nach einer Weile.

Bills Hand rutschte von meiner Schulter ab und fiel schwer zu Boden.

»Nicht geschafft!« hauchte er. »Nicht geschafft…« Er schluchzte auf. »Es war alles umsonst…«

Was sollte ich dazu sagen? Ihn trösten? Nein, das konnte ich nicht, denn mich quälten ähnliche Gedanken. Sheila Conolly befand sich in der Hand des Teufels, daran gab es nichts zu rütteln. Und sie würde sicherlich jetzt von Jane Collins und Wikka, der Oberhexe, beeinflußt werden. Konnte sie sich dagegen anstemmen?

Es war so verflucht schwer, hier mehr zu sagen, weil alles nur auf der reinen Spekulation beruhte.

Bill war völlig fertig. Sein Oberkörper war nach vorn gesunken. Er hockte auf der Erde, schüttelte hin und wieder den Kopf, und ich hörte sein Schluchzen.

Ich hatte mich in der letzten Zeit nur auf ihn konzentriert, die Umgebung kaum beachtet, und als ich jetzt genauer nachschaute, da fiel mir etwas auf.

Heißer Schreck durchfuhr mich. Der Kelch des Feuers war verschwunden!

***

Im ersten Augenblick wußte ich nicht, was ich sagen sollte. Ich war einfach sprachlos. Das Blut schoß mir in den Kopf und drückte auch gegen meine Augen.

Das durfte es nicht geben. Schnell wie eine Schlange fuhr ich herum, suchte die nähere Umgebung ab, was Bill überhaupt nicht bemerkte, und sah nur Steine und Gras.

Keinen Kelch!

Weggeworfen oder aus der Hand gegeben hatte ich ihn nicht. Er konnte sich meiner Ansicht nach nur auf völlig unnatürliche und geheimnisvolle Weise aufgelöst haben.

»Gib dir keine Mühe, John Sinclair«, vernahm ich eine Frauenstimme. »Ich habe den Kelch zu mir geholt!«

Tanith redete!

Wieder fuhr ich herum, weil ich das Gefühl hatte, sie würde neben mir stehen, denn so deutlich war ihre Stimme an meine Ohren geklungen.

Das stimmte nicht. Tanith war nicht zu sehen, und nur der Wind hatte ihre Stimme aus der Unendlichkeit der Dimensionen herbeigetragen.

»Warum, Tanith?« Ich stand da und breitete die Arme aus.

»Weil ich ihn haben möchte, John. Du weißt selbst, daß ich zu schwach bin, um die Kugel zu holen. Ich kann hier aus dieser Dimension nicht heraus, und auch meine Magie hat Grenzen, die aber erweitert werden können, wenn ich die Kugel bekomme. Sie hat mir im Leben gehört und soll mir auch in der anderen Welt gehören. Wenn es dir gelingen sollte, an sie heranzukommen, wirst du sie mir geben müssen, denn ich kann dir mit Kelch und Kugel besser helfen, als würden die beiden Dinge bei dir stehen.«

Das mußte ich akzeptieren, und ich stellte auch keine weiteren Fragen mehr, die sich direkt darauf bezogen. Nur wollte ich wissen, wo ich die Kugel fand.

»In deiner Nähe«, hörte ich Tanith reden. »Sie ist nicht weit von dir entfernt, und dennoch wirst du es schwer haben, sie zu erreichen, mein Lieber.«

»Kannst du mir Hinweise geben?«

»Denk an den Golem, aber er ist nicht allein, John Sinclair. Und du mußt auf deinen Freund achten. Es wird sehr, sehr schwer…« Das waren ihre letzten Worte, bevor sie verschwand.

Ich aber stand da und kam mir verloren vor. Ein Blick nach links zeigte mir Bill Conolly.

Ein deprimierter Mensch, am Ende seiner Kraft. Völlig fertig, ein Mann, der ins Krankenhaus mußte, doch wo gab es die nächste Klinik? Ich wußte ja nicht einmal, in welch einem Land ich mich überhaupt befand.

Das konnte überall auf der nördlichen Halbkugel sein.

Ich ging zu meinem Freund und stieß ihn an. »Bill, komm wieder zu dir, bitte!«

Mit einer unendlich müde wirkenden Bewegung hob er den Kopf. »Laß mich doch hier sitzen, es hat alles keinen Sinn.«

Wenn einer Bill Conolly verstand, dann war ich es. Es war mir schon ähnlich gegangen. Auch ich hatte mich deprimiert gefühlt, als Jane Collins von meiner Seite gerissen worden war. Sicher war die Verbindung zwischen Bill noch stärker.

Hinzu kam noch seine Verletzung.

»Wie stark sind deine Schmerzen?« fragte ich.

Er hob die Schultern. »Die rechte Seite steht in Flammen«, gab er gepreßt zurück.

»Kannst du laufen?«

»John!« Bill schaute zu mir hoch. »Willst du mich nicht einfach hierlassen und allein losziehen. Es ist wirklich das beste, was wir machen können. Ich wäre nur für dich ein Hindernis.«

»Das wärst du auch, wenn ich dich nicht mitnähme.«

»Wieso?«

»Ich müßte immer an dich denken und würde mir die schwersten Vorwürfe machen.«

»Ach, John, es hat doch keinen Sinn mehr.«

Weitere Diskussionen nutzten nichts mehr. Ich bückte mich und sah zu, daß mein Freund auf die Beine kam. Bill tat sich sehr schwer. Als er sein Gewicht auf das rechte Bein verlagerte, zuckte er zusammen, wobei ein Stöhnlaut aus seiner Kehle drang. Ich faßte sofort nach, Bill lehnte sich gegen mich und preßte seinen linken Fuß hart gegen den Boden.

»Geht es so?« fragte ich.

»Einigermaßen.«

Es gelang mir, einen Blick auf die Wunde zu werfen. Sie sah ziemlich böse aus und war auch schon verkrustet. Ob die Silberkugel noch in der Hüfte steckte, konnte ich nicht erkennen, jedenfalls mußte ich meinen Freund so rasch wie möglich in ein Krankenhaus schaffen.

In dieser Einöde ein Spital zu finden, war ein Ding der Unmöglichkeit.

Wenn ich nur gewußt hätte, wo wir uns befanden! Ich schaute mir die nähere Umgebung an, soweit es die herrschende Dunkelheit zuließ.

Zunächst einmal war es eine klare Nacht. Unendlich weit wölbte sich der Sternenhimmel über uns. Wir standen auch selbst hoch, und als ich nach vorn blickte, sah ich die zahlreichen Schatten, die sich wie die Höcker vieler nebeneinanderstehender Kamele vom ebenfalls dunklen Untergrund abhoben.

Es war sicherlich eine Hügelkette, die da in meinen Sichtkreis geraten war.

Wir standen ebenfalls auf einem Hügel. Bewachsen war er mit zähem Gras. Ich sah zahlreiche Steine und auch etwas Graues, das sich wie ein gewundenes Band in die Tiefe schlängelte.

Ein Pfad!

Ob er zu einer Straße führte und die schließlich zu einer Absiedlung, wo wir Menschen fanden? Vielleicht auch ein Telefon? Das wäre alles fantastisch gewesen.

Zukunftsträume, die Wirklichkeit sah anders aus. Man konnte das Gelände als unwegsam bezeichnen, aber es war nicht zu schwierig für mich. Für mich allein, wohlgemerkt, aber ich hatte einen Verletzten bei mir, und Bill brauchte all meine Fürsorge.

Wir mußten bergab. Auf den ersten Yards, die ich Bill über Steine schleppte, um den Pfad zu erreichen, stöhnte er ein paarmal sehr tief auf. Immer dann, wenn er mit dem linken Fuß auftrat. Sein Gesicht verzerrte sich jedesmal. Er biß die Zähne so hart aufeinander, daß sie anfingen zu knirschen, aber er hielt durch.

Auf dem Weg ging es besser. Dann wurde er steiler, die Kurven enger.

Über die Kuppen der Hügel pfiff der Wind. Er fuhr in unsere Gesichter, kühlte den Schweiß auf unseren Stirnen, trocknete ihn weg, und ich hatte Mühe, den Halt zu finden, den ich brauchte. Bills Gewicht drückte mich zur Seite.

Mir wollte die Umgebung einfach nicht aus dem Kopf. Wohin ich auch schaute, es kam mir alles so bekannt vor. Nicht daß ich hier schon hergegangen wäre, aber dieses Mittelgebirge konnte sogar in England oder zumindest in einem Staat ähnlicher Vegetation liegen.

War ich tatsächlich so ein Glückspilz?

Lichter sah ich keine, so sehr ich auch suchte. Die Hügelkuppen nahmen mir die Sicht, denn Ansiedlungen und Orte befanden sich zumeist in den Tälern.

Etwa eine halbe Stunde waren wir unterwegs, und Bill hielt sich verdammt tapfer. Nur hin und wieder stöhnte er auf, denn preßte er

auch den Namen seiner Frau durch die Zähne, und wenn ich eine Pause vorschlug, so schüttelte er wütend den Kopf.

Die Vegetation veränderte sich. Was ich vorhin als Hügelkuppe zu sehen geglaubt hatte, entpuppte sich als Wald, der auf den sanft gerundeten Bergen wuchs. Wind fuhr in die Kronen der Bäume und bewegte sie.

Blätter taumelten durch die Luft, das Gras wurde wie von streichelnden Händen gekämmt, und mein Blick fiel in ein Tal.

Ich entdeckte einen großen Stein, der zum Sitzen einlud. Diesmal hatte Bill nichts gegen eine Pause einzuwenden. Als er saß, lehnte er sich an mich, drückte seinen Kopf in den Nacken und flüsterte einige Worte, die ich nicht verstand.

»Was ist los, Bill?«

»Verdammt, John, ich brauche Wasser. Ich habe das Gefühl, innerlich zu verbrennen.«

Ein heißer Schreck durchfuhr mich. Zwar war ich kein Arzt, aber wer so wie Bill reagierte, und das wußte ich genau, der steckte voller Fieber.

Nur so ließ sich sein großer Durst erklären.

»Ich suche eine Quelle oder einen Bach«, schlug ich meinem Freund vor. »Bleibst du hier?«

»Okay, aber beeil dich.«

»Klar, Alter.« Ich lächelte und fügte voller Optimismus hinzu: »Wir schaffen es schon!«

Damit machte ich mir selbst Mut. Und den brauchte ich wirklich, um das alles ins Lot zu bekommen, was vor mir lag.

Wo Wald wächst, da gibt es auch Wasser. Diese alte Regel hatte überall Bestand, und sie würde auch hier in den Bergen erst recht nicht abweichen.

Schon bald hatte mich der Wald verschluckt. Kaum befand ich mich zwischen den Bäumen, als ich stehenblieb. Wenn irgendwo in den Bergen Wasser floß, war dies auch zu hören.

Auf dieses Geräusch konzentrierte ich mich.

Ich lauschte und hörte nur das Rauschen der Blätter über mir. Der Wind fuhr durch die Zweige der Bäume, viele Blätter zitterten, einige fielen ab und bedeckten den Boden wie ein bunter Teppich.

Das Gelände fiel ab. Wieder lief ich ein paar Schritte, und ich hatte tatsächlich noch einmal Glück.

In der Nähe vernahm ich ein anderes Geräusch. Ein Plätschern, ein Zischen, das entstand, als Wasser über Steine huschte.

Es mußte in meiner Nähe sein, mich hielt nichts mehr, und schon bald stellte ich fest, daß der Untergrund nicht nur weicher, sondern auch feuchter wurde.

Noch etwas geschah.

Der Wald trat zurück. Es gab größere Lücken zwischen den einzelnen Bäumen, ich bekam freie Sicht, sah das helle Wasser wie Schaum über die Steine fließen und erkannte noch mehr.

Vor mir, wo das Gelände ziemlich steil abfiel, glühte etwas Rotes wie das Auge eines Zyklopen.

Das war es bestimmt nicht, denn so ein Auge befand sich zumeist in Ruhestellung, während das rote vor mir zuckte und tanzte.

Kein Auge, sondern ein Feuer!

Wo ein Feuer brannte, da befanden sich auch Menschen!

Ich atmete auf, wollte schon loslaufen und mich bemerkbar machen, als mir etwas einfiel.

Kelch und Kreuz hatten mich nicht umsonst in diese Gegend geschafft.

Also in die Nähe der Kugel.

Auf einmal wurde ich vorsichtig und sah das Feuer aus ganz anderen Augen…

***

Sechs Männer glaubten, ihren Blicken nicht trauen zu können. Sie standen stumm da und starrten auf die unheimliche Erscheinung, die sich allmählich aus der Dunkelheit schälte.

Viel konnten sie nicht erkennen, denn die Gestalt wirkte wie aus einem Science-Fiction-Film entsprungen.

Ein Koloß!

Kugelrund war der große Kopf, der auf einem kurzen Halsstumpf saß, wobei dieser wieder mit sehr breiten Schultern verbunden war, die sich an den Ecken kugelförmig ausbeulten. Zwei Arme, ein Oberkörper, zwei Beine. Das alles steckte in einer Art Rüstung, so daß dieses Wesen aussah wie ein moderner Ritter. Auch die Füße steckten in diesen metallenen Schuhen, und dort, wo sich die Knie befinden mußten, besaß das Wesen runde Verstärkungen.

Als es näherkam, konnten die sechs Männer es noch genauer erkennen.

Sie starrten auf die breite Brust, sahen eine Öffnung, die allerdings zum Großteil von etwas Seltsamen ausgefüllt wurde.

Von einer roten Kugel!

Sie steckte in der Öffnung, war mit einer Hälfte völlig verschwunden und schaute nur mit der anderen hervor.

Dabei leuchtete sie wie ein Auge, und dieses Leuchten blieb konstant.

Es nahm weder zu noch ab.

Die vom Teufel gezeichneten Männer waren aufgestanden und starrten der unheimlichen Gestalt entgegen. Ihre Münder standen offen, und gleichzeitig glühte auf ihren Stirnen das Mal des Satans.

Ein feuerrotes Sigill, das bewies, wie sehr die Männer unter der

Knute des Teufels standen.

Flackernd brannte das Feuer. Die Flammen waren kleiner geworden. Es dachte niemand daran, noch etwas Holz nachzulegen.

Der Golem hatte die Männer in seinen Bann gezogen.

Selbst Chavir war sprachlos. Er stand auf dem Fleck, starrte über das Feuer hinweg und konnte seinen Blick einfach nicht von dieser fremden, unwirklich scheinenden Gestalt lösen.

Als sie so weit gegangen war, daß der Widerschein der Flammen den Metallkörper berührte, da huschten rötliche Reflexe über die blaue Gestalt und malten sie an.

Wer diese Gestalt genau war, das wußte keiner der Männer, und je näher sie kam, um so größer wurde sie. Jetzt konnten sie erkennen, daß sie von ihr überragt wurden, und auch das Feuer machte dem Golem nichts aus. Er trat nicht über die Flammen hinweg, sondern direkt hinein.

Ein Regen aus Funken, Asche und glimmenden Holzstücken wirbelte in die Höhe, wurde vom Wind erfaßt, weggeweht und fiel als Staub irgendwo im Hintergrund zu Boden.

Die Männer machten schweigend Platz. Der Golem dachte überhaupt nicht daran, zur Seite zu gehen, er ging seinen Weg, und andere mußten auf ihn Rücksicht nehmen.

Schritt für Schritt stampfte er durch das kleine Tal, wobei das Auge in seiner Körpermitte unheimlich leuchtete und gloste.

Als er sich mit den Männern auf einer Höhe befand, sah Chavir, der größte unter den Rebellen, daß der Golem ihn um mehr als eine Kopfeslänge überragte.

Normalerweise hätte er sich vor dieser Gestalt gefürchtet. Das war hier nicht der Fall. Im Gegenteil, von diesem stählernen Wesen ging eine seltsame Vertrautheit aus, so daß Chavir schon so etwas wie Freundschaft zu dem anderen spürte.

Als er es hinter sich fauchen hörte, da wirbelte er zusammen mit seinen drei Freunden herum, und sie schauten aus weit aufgerisssenen Augen auf die erneute Flammensäule, die aus dem kleinen Feuer stieg.

Satan zeigte sich.

Sein häßliches, dreieckiges Gesicht leuchtete in der bläulich schimmernden Säule, und die Augen waren bannend auf die sechs Diener gerichtet. »Folgt ihm!« befahl der Satan. »Geht ihr auch dorthin, wo sich sein Ziel befindet, denn er ist der Sucher meiner Feinde, und wenn ihr sie gefunden habt, dann vernichtet sie!«

»Scheitan!« rief Chavir und verbeugte sich. »Großer Scheitan. Wer ist dein Feind? Sag es mir!«

»Ihr werdet ihn finden. Der Golem zeigt euch den Weg. Ich habe ihn mit meiner Magie programmiert. Auf Vernichtung…«

***

Ich sah das Feuer und vergaß das Wasser, auf das mein Freund Bill so nötig wartete, aber auf ein paar Sekunden kam es jetzt nicht mehr an, denn ich wollte wissen, was sich in dem schmalen Tal abspielte.

Zum Glück besitze ich gute Augen. Zwar konnte ich in der Dunkelheit nichts Genaues sehen, aber ich bemerkte dennoch Gestalten, die sich aus der Schwärze lösten.

Deshalb einigermaßen gut zu erkennen, weil sie sich nahe des Feuers bewegten und sich dort abhoben.

Es waren Menschen!

Aber was trieben sie dort mitten in der Nacht? Was hatten sie vor? Das waren Fragen, die mich beschäftigten, auf die ich aber aus der Entfernung keine Antwort bekommen würde.

Daß sie überhaupt ein Lagerfeuer entzündet hatten, ließ auf eine gewisse Sicherheit schließen, in der sie sich geborgen fühlten.

Unbeobachtet von allem, sorglos, so trieben sie dort ihr Spielchen.

Harmlos oder nicht?

Darüber dachte ich nach. Und während dieser Zeit fiel mir noch etwas auf.

Nicht nur das Feuer sah ich als tanzenden, sich bewegenden roten Fleck, auch noch etwas anderes, und zwar einen weiteren roten Punkt, der sich allerdings nicht so hektisch auf und nieder bewegte wie die leuchtenden Feuerzungen.

Er schwebte über dem Boden. Ob er näherkam oder nicht, konnte ich leider nicht erkennen, bei Tageslicht hätte es anders ausgesehen, aber ich stellte fest, daß sich die sechs Schatten in eine bestimmte Richtung bewegten.

Ein roter Punkt über dem Feuer!

Scharf dachte ich nach. Das konnte eigentlich nur eine Bedeutung haben. Es mußte die Kugel sein.

Und da sie sich nicht von allein bewegte, wurde sie bestimmt von jemandem getragen.

Es war wirklich nicht schwer, die richtigen Schlüsse zu finden, denn für so etwas kam nur eine Gestalt in Frage.

Der Golem!

Obwohl ich nichts Genaues wußte, durchschaute ich den Plan des Teufels schnell. Er hatte den Golem geschickt, damit er auf der Spur blieb und mich vielleicht auch vernichtete. Denn nichts Besseres konnte dem Teufel passieren.

Da er wußte, daß auch ich Interesse an der Kugel hatte, war der Golem das Lockmittel.

Raffiniert eingefädelt, wirklich. Für mich ein Vorteil, daß ich den Plan so rasch durchschaute.

Ich hatte mich hingekniet, verschmolz mit dem Rand des Waldes und beobachtete weiter.

Ich wollte genau sehen, welchen Kurs die Gestalt nahm, um dann meine Gegenmaßnahmen treffen zu können.

Wie ein weit auseinandergezogener Glutball, so flogen die Reste des Feuers in die Höhe und ließen Funkenbahnen zurück, die erst verlöschten, nachdem sie den Boden berührt hatten.

Die Richtung stand fest.

Würde der Golem, dessen Umrisse ich nun deutlicher sah, den Weg weitergehen, dann lief er mir genau in die Arme, vorausgesetzt, daß ich hocken blieb.

Das wollte ich auf keinen Fall. Ich blieb noch eine halbe Minute, sah das Feuer noch einmal zu einer Säule in die Höhe schießen und glaubte auch, darin ein Gesicht zu sehen.

Es konnte die Fratze des Satans sein, sicher war ich mir nicht. Für mich auch nicht wichtig, denn ich konzentrierte mich auf die sechs Männer, die sich formiert hatten und dem Golem folgten.

Seine Helfer.

Sieben gegen eins.

Ein Verhältnis, das mir nicht paßte. Ich konnte auch nicht weglaufen, denn ich wußte, daß mir der Golem folgen und mich auf Schritt und Tritt belauern würde.

Er war auf mich programmiert.

Eine Erkenntnis, die mich zwar vorsichtig werden ließ, aber nicht umwarf, wenn es da nicht ein großes Problem gegeben hätte. Und das hieß Bill Conolly.

Ich mußte mich jetzt entscheiden. Sollte ich allein verschwinden und den Golem somit auf meine Fährte ziehen, oder sollte ich zu Bill zurück, damit wir gemeinsam flohen, wenn auch unter erschwerten Bedingungen. Wäre der Golem allein gewesen, hätte ich sogar zur ersten Möglichkeit tendiert, aber er besaß sechs Helfer, und das paßte mir überhaupt nicht.

Mit großer Wahrscheinlichkeit steckten die sechs Typen mit dem Satan unter einer Decke, und es hätte für den Reporter tödlich enden können, wenn er diesen beeinflußten Menschen in die Arme gelaufen wäre.

Deshalb wollte ich ihn mitnehmen.

Wo wir uns auch versteckten, der Golem würde uns immer finden. Daran dachte ich, als ich den Weg zu meinem Freund zurücklief und den Stein, auf dem Bill gesessen hatte, leer fand.

Ich blieb, wie vom Donner gerührt, stehen, atmete vom Laufen noch heftig und sah neben dem Stein etwas Dunkles auf dem Boden liegen.

Es war Bill.

Vor Schwäche hatte er es nicht ausgehalten und war von seiner provisorischen Sitzfläche gefallen. Auf der Seite und mit leicht angezogenen Beinen lag er im Gras.

Ich blieb für einen Moment stehen, schaute auf ihn nieder und preßte die Lippen zusammen.

Da bewegte Bill seinen Arm.

Sofort war ich auf die Knie gefallen, faßte den Reporter an und hob ihn hoch.

Bill öffnete den. Mund. »Verflucht, John, ich… ich… konnte einfach nicht mehr. Schwindel, weißt du…«

»Schon gut, Alter, wir müssen weiter.«

»Wieso? Geh du!«

»Nein!«

»Hast du das Wasser, John?«

Die Frage ging mir unter die Haut. Ich hatte es nicht, auch nicht mehr daran gedacht, und das gab ich ehrlich zu.

»Okay, John, ich werde…« Was Bill noch sagen wollte, verschwieg er, denn ich zog ihn weiter.

Mein Freund war wirklich am Ende seiner Kräfte. Er konnte kaum noch gehen, die Füße schleiften über den Boden, er schaffte es nicht mehr, den einen vor den anderen zu setzen.

Jeder Yard, den wir zurücklegten, wurde für den Reporter zu einer Tortur.

Er atmete nicht mehr normal. Seine Lunge pfiff, über seine Lippen drang es schwer und keuchend, und ich mußte ihn ziehen. Wir verschwanden im Wald. Es war das beste, was wir machen konnten, denn dort hatten wir die nötige Deckung.

Natürlich waren wir ziemlich langsam. Zudem gab es keine Wege, die wir gehen konnten, nicht einmal Pfade, und wir mußten stets den Bäumen ausweichen.

Es war wirklich nicht einfach, zumal führte das Gelände bergab, und die Rutschgefahr wurde größer.

Hin und wieder sackte Bill völlig durch. Er hing dann wie leblos an mir, und ich mußte ihn weiterziehen. Auch ich bin kein Supermann.

Zwangsläufig mußten wir irgendwann eine Pause einlegen. So ging es einfach nicht weiter.

Er merkte es, als ich fast gefallen und zusammen mit Bill in eine kleine Mulde hinabgestürzt wäre.

In der Mulde ließen wir uns zu Boden gleiten. Eine dicke Schicht aus Nadeln bedeckte den Boden und machte ihn weich. Wie weit unsere Verfolger schon aufgeholt hatten, wußte ich nicht. Und es war auch fraglich, ob sie überhaupt die Spur gefunden hatten.

Nein, ich machte mir da selbst etwas vor. Der Golem besaß die Kugel, und sie reagierte wie ein Seismograph.

Bill lag neben mir. Ich schaute mir seine Wunde an. Sie sah böse aus.

Wenn Bill nicht bald in ärztliche Behandlung kam, konnte er an Wundfieber sterben.

Sein Schicksal interessierte mich mehr als mein eigenes, obwohl sich die Gefahr auch über meinem Kopf allmählich wie ein gefährliches Netz zusammenzog.

Mein Freund lag auf dem Rücken. Er atmete durch den offenen Mund, die Augen waren verdreht, und auf seinem Gesicht lag der kalte Schweiß. Die Stirn darunter fühlte sich heiß an.

Wir mußten weiter!

»Komm hoch, alter Junge!« sprach ich ihn an, doch mein Freund rührte sich nicht.

Ich packte ihn unter die Achseln, wuchtete ihn wieder auf die Beine, ließ ihn dann über meine Schulter fallen und setzte so den Weg mit ihm fort.

Noch befanden wir uns auf dem Hang. Irgendwann mußte dieser auch ein Ende haben, dann würden wir vielleicht auf einen Weg stoßen, der möglicherweise zu einer Ansiedlung führte.

Diese Hoffnung gab mir Kraft. Ich riß mich noch einmal hart zusammen und trug meinen Freund weiter. Hin und wieder warf ich einen Blick zurück.

Dunkel lag der Wald in meinem Rücken. Kein einziger Lichtfleck schimmerte zwischen den Bäumen, und nur über den belaubten Kronen war der Himmel heller.

Die glitzernden Sterne wirkten dort wie auf einem samtenen Tuch festgeleimt.

Das letzte Stück. Es wurde noch einmal steil, aber zwischen den Bäumen sah ich etwas Helleres.

Ein Weg!

Ich bückte mich, lud Bill auf meinen Rücken und rutschte mit meiner Last auch die letzten Yards hinab, bis ich in einem Graben landete, zu dem parallel der Weg lief.

Er war mit grauen, kleinen Steinen bedeckt. Nach rechts hin führte er talwärts und schlug einen großen Bogen.

Zu meiner Verwunderung hatte sich Bill Conolly wieder ein wenig erholt.

Er war mir so weit von der Schulter gerutscht, daß seine Füße den Boden berührten, und als er das merkte, setzte er auch von selbst wieder ein Bein vor das andere.

So gingen wir weiter, erreichten die große Wegkurve, und ich blieb für einen Moment stehen.

Mir wurde ein voller Blick ins Tal gestattet. In ein Tal jedoch, das belebt war.

Dort unten befand sich ein Dorf. Da die Nacht sternenklar war, konnte ich auch den Weg weiter verfolgen und erkannte, daß er in den Ort führte, wo er verzweigte.

Es waren nicht sehr viele Häuser. Ich hoffte jedoch, daß ich einen

Arzt und auch ein Telefon finden konnte.

»Bill«, sagte ich. »He, wach auf, alter Junge und schau mal nach vorn! Wir sind bald gerettet.«

»Wieso?« krächzte er.

»Da ist ein Ort. Dort gibt es bestimmt einen Arzt. Wenn nicht, dann aber ein Telefon.«

»Meinetwegen«, erwiderte der Reporter lethargisch, wobei sein Kopf nach vorn sank.

Ich ging weiter.

Nach wenigen Schritten schon fiel mir etwas Schreckliches ein. Plötzlich rann es mir kalt den Nacken und auch, den Rücken hinab. Ich dachte daran, daß, wenn ich zusammen mit Bill das Dorf betrat, wir auch unsere Feinde hinter uns herzogen und somit andere Menschen höchstwahrscheinlich in Lebensgefahr brachten.

Verfluchte Zwickmühle!

Was sollte ich machen? Wäre ich allein gewesen, hätte ich das Dorf umgangen, aber Bill brauchte unbedingt Hilfe. Vielleicht konnte ich ihn abliefern, damit sich andere Menschen um ihn kümmerten, und ich würde mich dann schnell verdrücken und die Verfolger wieder auf meine Spur lenken. Um dies alles durchführen zu können, benötigte ich Zeit. Wobei ich hoffte, daß ich sie auch bekam und mir die Verfolger nicht zu dicht auf den Fersen waren.

Seit meinem ersten Sichtkontakt hatte ich von ihnen nichts mehr entdeckt, das gab mir Hoffnung.

Ich schleifte meinen verletzten Freund weiter. Immer behielt ich die Häuser im Auge. Es brannten ein paar vereinzelte Lichter. Sie kamen mir vor wie Sterne in der Schwärze des Alls.

In der Dunkelheit täuschen Entfernungen. Und in den Bergen sowieso.

Was manchmal ziemlich nah aussieht, ist doch öfter weiter entfernt, als man denkt. Das wurde mir wieder klar, als ich meine ebenfalls langsamer gewordenen Schritte auf das neue Ziel zulenkte.

Das Dorf wollte und wollte einfach nicht näherrücken. Immer wieder tauchten Kurven auf. Das Gefälle wurde weniger, und manchmal kürzte ich auch ab, indem ich über einen Hang lief.

An einer alten Bank blieben wir stehen. Dort befand sich auch ein Wegweiser. Die weiße Schrift auf dem dunklen Untergrund leuchtete in der Finsternis, und ich konnte den Namen der Ortschaft entziffern.

Nurgess.

Das hörte sich verflixt englisch an. Plötzlich hatte ich das Gefühl, in der Heimat zu sein. Ich lachte sogar auf, drehte mich, schaute zu den Hügeln zurück, und das nächste Lachen blieb mir noch im Ansatz in der Kehle stecken.

Am Ende eines Hanges sah ich das rote Leuchten. Und die sechs

Menschen hoben sich sogar von der Dunkelheit ab.

Da waren sie.

Im nächsten Moment blitzte neben dem Golem etwas auf. Als ich den Bruchteil einer Sekunde später das peitschende Rollen vernahm, wußte ich, daß geschossen worden war.

Das Echo zerhämmerte die Stille, lief über die Hänge und verklang in der Ferne.

Wieder blitzte es. Jetzt krachten mehrere Schüsse. Ich tauchte hinter die Bank und zog Bill mit.

Die Hundesöhne zielten verdammt gut. Nicht weit entfernt hämmerten die Geschosse in den Boden, und eine Kugel streifte sogar noch das Außenholz der Bank.

Daß wir beschossen wurden, damit hätte ich wirklich nicht gerechnet.

Wenn die anderen schlau waren, dann trennten sie sich, um uns in die Zange zu nehmen.

Ich hatte den Gedanken kaum formuliert, als die Typen oben am Hang in Bewegung gerieten. Sie wollten uns tatsächlich einkesseln.

Es wurde höchste Eisenbahn.

Das schlechte Ziellicht kam uns jetzt zugute. Auch Bill hatte wieder einen klaren Moment. Mit mir zusammen kroch er über die Straße, und dann rollten wir den nächsten Hang hinab, so daß wir für die Verfolger erst einmal unsichtbar geworden waren.

Ich vernahm Bills abgehackte Schreie, ballte die Hände und konnte ihm nicht helfen.

Manchmal lief ich auch geduckt, wobei ich Bill hinter mir herzog. Wieder krachten Schüsse.

Ich zog den Kopf ein, hörte in der Nähe Kugeln einklatschen, aber sie trafen zum Glück nicht.

Als ich die erste, schräg am Hang gebaute Scheune erreichte, atmete ich auf, auch wenn eine Kugel knapp über meinem Kopf in das morsche Holz hämmerte und es durchschlug.

Wir mußten einen Misthaufen umrunden und befanden uns dann im toten Winkel.

Vorerst konnten uns die Verfolger nicht erwischen.

»John!« Bills Stöhnen ließ mich zusammenzucken. Der Reporter wankte hinter mir her, wobei ich ihn festhielt. »Ich kann nicht mehr, John. Ich bin am Ende…«

Ich stoppte und flehte ihn an. »Bill, bitte, noch ein paar Schritte, dann hast du es geschafft.«

Er wollte nicht, und mir blieb nichts anderes übrig, als ihn über meine Schulter zu wuchten und loszumarschieren.

Keine ideale Lösung, denn auf diese Art und Weise gab ich für unsere Verfolger ein gutes Ziel ab.

Ein paar vereinzelte Schüsse fielen noch. Die Hundesöhne besaßen weittragende Gewehre, und ich hörte auch die Einschläge der Geschosse. Dann tauchten wir wieder in den toten Blickwinkel.

Es war wirklich nicht mehr einfach, aber ich hielt durch. Rechts und links der Straße sah ich die Hausfronten. Obwohl die einzelnen Gebäude ziemlich weit auseinanderstanden, wuchsen sie dennoch zusammen. Sie bildeten vor meinen Augen einen huschenden Streifen, durch den ich hin und wieder einen helleren Lichtschein schimmern sah.

Ich war einfach zu fertig. Mit den Kräften am Ende. Erledigt. Und die huschenden Streifen wurden zu einem rotierenden Kreisel, der sich immer schneller drehte, bis er mir letztendlich die Beine unter dem Körper wegriß und ich zusammen mit Bill der Länge nach auf den Boden fiel. Ein harter Aufschlag, ich spürte ihn kaum, denn ich hatte das Gefühl, von der Erde aufgesaugt zu werden. Wenn der Golem und seine sechs Helfer jetzt erschienen, war ich verloren.

Sogar Stimmen vernahm ich, und ich hatte das Gefühl, von den Verfolgern umringt zu werden.

Ich wartete praktisch auf den kalten Druck einer Gewehrmündung im Nacken und auf den Schuß.

Der blieb aus.

Statt dessen wurde ich von einer Last befreit. Helfende Hände hievten Bill Conolly von meinem Rücken. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, schweben zu können. Dies allerdings verging schnell, auch ich fühlte mich gepackt und auf die Füße gestellt.

Dort stand ich erst einmal.

Stimmen umschwirrten mich. Fragen wurden gestellt. Jemand sagte:

»Die Schüsse muß er uns erklären.«

»Der andere ist ja verletzt!«

»Sofort behandeln.«

»Ja, bring ihn weg.«

»Der Arzt ist nicht da…«

Alles nur Satzfetzen, die an meine Ohren drangen, doch ich verschaffte mir einen ersten Überblick.

Vorläufig war ich gerettet.

Das dachte ich jedenfalls so lange, bis ich die Augen öffnete und genau in die Mündung einer Waffe schaute…

***

Vom Regen in die Traufe gekommen!

Dieser Satz schoß mir durch den Kopf, als ich das Mündungsloch sah.

Es gehörte zu einer Pistole, die ein Mann in der Hand hielt, dessen Gesicht hinter dem Schießeisen verschwand. So groß war es.

»Rühr dich nicht!«

Ich hob automatisch die Arme, während mein Blick wanderte und ich an dem Pistolenträger vorbeischaute.

Ich hatte zwar meine Verfolger noch nicht genau gesehen, die Menschen, die mich umstanden, waren mit ihnen allerdings nicht identisch. Es sei denn, die sechs Begleiter des Golems hätten sich in Nachthemden und Schlafanzügen an die Verfolgung gemacht.

Dorfbewohner umringten mich. Männer und Frauen, die ihre Blicke stramm auf mich gerichtet hielten. Sie machten auf mich einen zornigen, aber keinen gefährlichen Eindruck, und daß sie sich um meinen Freund Bill gekümmert hatten, stufte ich auch positiv ein.

»Ich muß telefonieren!« krächzte ich.

Lachen schallte mir entgegen. »Das können wir uns vorstellen«, sagte der Waffenträger. »Aber daraus wird nichts. Du willst wohl nur deinen anderen Freunden Bescheid sagen.«

»Nein. Ich telefoniere und verschwinde.« Mit dem Daumen deutete ich über die Schulter. »Die sind hinter mir her!«

»Das haben wir bemerkt. Endlich zeigt die verdammte Bande ihr wahres Gesicht.«

»Sie kennen die Leute?«

»Tu doch nicht so, du Lügner. Du gehörst schließlich zu ihnen. Es sind Ausländer, die in den Bergen leben. Wir haben sie ein paarmal gesehen, auch hier im Dorf.«

»Da kommt Alwin!«

Der Mann mit der Waffe lachte. »Du wirst dich wundern, Fremder. Alwin ist unser Konstabler. Der wird dir schon zeigen, wo es langgeht. Er kennt sich aus.«

»Bin ich in Schottland oder England?« fragte ich.

»Noch eine so dumme Frage, dann…«

»Gar nichts wirst du, Bob«, sagte eine andere Stimme. »Geh zur Seite, ich übernehme den Mann!«

Die Waffe und der Mann verschwanden, so daß mein Blick auf den Konstabler fiel. Er war in meinem Alter. Die Schüsse mußten auch ihn aus dem Bett gelockt haben, denn er hatte die Uniform hastig übergestreift, wobei die Jacke nicht geschlossen war. Sein braunes Haar stand wirr vom Kopf, und auf seiner Oberlippe wuchs ein Schnauzer. Die Waffe hatte er nicht vergessen, und ich wurde wieder bedroht.

»So, jetzt kommen Sie mit!«

»Wie geht es meinem Partner?«

»Man wird sich um ihn kümmern«, antwortete Alwin.

»Und welches Datum haben wir heute?«

Als ich die Frage stellte, begannen die anderen zu lachen. Ich hatte mich nicht umsonst danach erkundigt, denn ich wußte genau, daß die Zeit in anderen Dimensionen langsamer ablief oder schneller als auf

der Erde.

Deshalb meine Frage.

Man sagte es mir.

Vor Überraschung mußte ich schlucken. »Das ist ja wirklich ein Ding«, flüsterte ich und dachte daran, daß ich einen Tag lang in der anderen Dimension gewesen war.

Meine Güte, was würden die Freunde in London wohl denken?

»Wo geht es hin?« fragte ich den Konstabler.

»Nurgess ist zwar nicht groß, aber eine Zelle haben wir gebaut. Gerade richtig für Sie.«

»Ich bin nicht der, für den Sie mich halten«, sagte ich. »Lassen Sie mich erklären, Sie befinden sich in Gefahr! Die anderen lauern vor dem Ort. Sie werden…«

»Die Märchen kannst du mir später erzählen«, sagte Alwin. »Von euch haben wir die Nase voll.« Er streckte seinen Arm aus. Ich spürte den kalten Ring der Mündung an meinem Kinn. »Alles klar, Mister?«

»Sicher«, erwiderte ich.

»Dann Abmarsch. Und immer schön ruhig bleiben, sonst ergeht es dir schlecht.«

Ich nickte. Die Hände ließ ich oben, als ich über die Dorfstraße geführt wurde. Wie ein Verbrecher kam ich mir vor, von meinen Bewachern argwöhnisch beobachtet. Sie flankierten mich, gaben hin und wieder bissige Kommentare und schimpften vor allen Dingen auf die Typen in den Bergen. Ich entnahm ihren Worten, daß die Männer sehr fremdländisch aussahen. Dennoch zählten sie mich dazu.

Hatte ich gewonnen?

Nein, noch längst nicht. Ein kleiner Teilsieg war mir gelungen, denn ich wußte Bill Conolly zunächst einmal in besserer Verwahrung. Mochten die Bewohner auch zu uns stehen, wie sie wollten, Hilfe würden sie ihm sicherlich nicht versagen.

Hoffentlich waren die Leute nicht zu borniert. Und ich hoffte weiter, daß sich der Konstabler als vernünftiger Mann herausstellte, der meinen Argumenten zugänglich war, wenn ich unter vier Augen mit ihm redete.

Noch fühlte er sich als Held. Hinter mir hörte ich seine Schritte. Sie waren hart und fordernd. Er konnte endlich zeigen, wer er war, und ich machte den Menschen auch keinen Vorwurf. Hätte ich zu ihnen gehört, meine Reaktion wäre wohl kaum eine andere gewesen.

Wir passierten die Kirche. Ein dunkles Steingebäude mit einem halbrunden Platz davor, auf dem zwei alte Platanen wuchsen.

Die Häuser zeigten einen ländlichen Charakter. Auch in der Dunkelheit fiel mir auf, wie gepflegt sie waren. Dann bogen wir von der breiten Straße ab. Die schmale Gasse war mit holprigem Pflaster belegt. Ich knickte manchmal weg und sah auf der linken Seite ein

Haus, an dem eine Lampe brannte.
»Dahin«, sagte der Konstabler.
»Ist das Ihr Polizeigebäude?« fragte ich.
»Ja.«
Eine kleine Treppe führte zur Tür hoch. Der Lichtschein ließ die Stufen aussehen, als ob sie mit Glatteis überzogen wären. Auf der letzten drehte ich mich um. »Ich möchte ein Gespräch unter vier Augen mit Ihnen führen, Konstabler.«
»Was Sie möchten oder nicht, bestimme ich!« antwortete er. Er hatte laut gesprochen. Unsere Begleiter klatschten heftig Beifall. Sie freuten sich, daß ihr Konstabler sich gegen den »Verbrecher« durchsetzte.
Der Mann passierte mich und schloß die Haustür auf. Dabei hätte ich ihn trotz der Waffe überwältigen können. Er bewies, daß er kein Profi war.
Ich lächelte, als ich über die Schwelle trat.
»Das Grinsen wird dir noch vergehen«, erklärte der Mann, der sich Alwin nannte.
Ich mußte in sein Büro gehen. Es war spartanisch eingerichtet. Auf seinem Stuhl hinter dem Schreibtisch und vor dem Bild der Königin lag wenigstens ein Kissen, während ich auf einem harten Besucherstuhl Platz nehmen mußte. Der Konstabler ging um den Schreibtisch herum, hielt nach wie vor seine Waffe auf mich gerichtet und schaute mich über den Lauf der Pistole hinweg an.
»Ich habe dich bewußt nicht in Handschellen abführen lassen«, erklärte er mir. »Hier kommst du sowieso nicht raus. Meine Freunde stehen vor der Tür. Sie…«
Was er noch alles sagte, nahm ich überhaupt nicht zur Kenntnis, denn ich schaute mir den Raum genauer an. Er besaß noch eine zweite Tür.
Auf ihr hingen zwei Suchplakate irischer Terroristen. Da die Tür offenstand, konnte ich in einen Gang mit grün gestrichenen Wänden schauen, der sicherlich zu der Zelle führte, in die man mich einsperren wollte. Unter der Decke brannte eine kleine Kugelleuchte. Ihr Licht fiel auf den Schreibtisch, ließ aber einen Teil des Raumes im Schatten.
»Wie heißen Sie?« hörte ich die Stimme des Konstablers. Sie klang plötzlich amtlich. Wahrscheinlich hatte er die Frage schon vorher gestellt, nur war ich mit meinen Gedanken woanders gewesen.
Ich schaute ihn an.
Er saß ein wenig geduckt vor mir. Wie auf dem Sprung kam er mir vor.
Das war hier seine große Stunde, die das Einerlei seines langweiligen Dienstes unterbrach.
»Wollen Sie meinen Ausweis sehen, Konstabler?«
»Ja.« Er richtete wieder die Pistole auf mich. »Aber vorsichtig,

Mister.«

»Keine Bange.« Ich schlug eine Hälfte meiner Jacke zur Seite. Wahrscheinlich entdeckte er jetzt meine Beretta, sagte aber nichts und schaute zu, wie ich mit spitzen Fingern meinen Sonderausweis hervorholte und ihn auf den Schreibtisch warf.

In der Rechten hielt er die Waffe, mit der Linken nahm er die Ausweiskarte an sich und begann zu lesen.

Seine Augen weiteten sich. Er wurde blaß. Zunächst legte er die Waffe weg, dann schluckte er, zog seine Uniform mit einer Geste der Verlegenheit glatt und schaute mich an, wobei sein Gesicht eine hochrote Farbe annahm. »Nun?« fragte ich. Er schluckte. »Sir«, sagte er. »Ich… also ich…«

»Schon gut, Mister.« Er war nicht zu belehren und kriegte sich auch nicht mehr ein. »Wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann, Oberinspektor Sinclair, dann verfügen Sie über mich.«

Ich lachte, als ich den Ausweis wieder an mich nahm. »Natürlich können Sie mir behilflich sein. Deshalb wollte ich ja mit Ihnen unter vier Augen reden. Wie heißen Sie eigentlich?«

»Konstabler Alwin McGraff, Sir.«

»Okay, Konstabler. Das Sir können Sie weglassen. Denken sie nicht an meinen Dienstgrad, der interessiert sowieso niemand. Für uns ist es wichtig, daß wir zusammenhalten, denn es braut sich einiges zusammen. Sie schweben in einer hohen Gefahr. Ich werde aber versuchen, die Gefahr von Ihrem Ort abzuwenden, indem ich so rasch wie möglich von hier verschwinde. Wichtig ist das Telefon. Ich muß mit London sprechen.«

»Bitte, bedienen Sie sich!« Ich nickte und schloß für einen Moment die Augen. Die Anspannung der letzten Stunden war von mir gewichen. Ich fühlte mich plötzlich müde und merkte auch, wie trocken mein Hals war, deshalb bat ich um einen Schluck Wasser.

»Ich hole Ihnen sofort ein Glas«, versprach McGraff.

»Danke. Ach, eine Frage noch«, sagte ich, als der Mann aufstand. »Wo befinden wir uns hier genau?«

»Der nächste größere Ort ist Dumfries.«

»Also ziemlich im Norden.«

»Ja.«

»Gibt es hier in der Nähe Militär?«

»Nein. Weiter östlich.«

»Danke.« Ich hatte die letzte Frage nicht umsonst gestellt. Bill Conolly mußte so rasch wie möglich aus der Gefahrenzone geschafft werden.

Dabei konnten mir die Soldaten zur Seite stehen und helfen.

Der Telefonapparat gehörte noch zur älteren Sorte. Ein schwarzes Ungetüm. Ich nahm den Hörer ab, drehte das Telefon und steckte

meinen Zeigefinger in das erste Loch der Wählscheibe.

McGraff war verschwunden. Ich dachte auch nicht mehr an ihn, weil ich mich auf das Wählen der Nummer konzentrierte, bis ich einen Fall hörte.

Wie von selbst rutschte mir der Hörer aus der Hand und fiel wieder auf die Gabel, denn das Geräusch war innerhalb des Gangs ertönt, indem der Konstabler verschwunden war. Normal war das nicht. Ich sprang auf.

Meine Hand raste zur Waffe, als ich den Schatten sah, der plötzlich auf der Türschwelle stand.

Aber ich sah noch mehr.

Das Schnellfeuergewehr in den klobigen Händen und das Teufelsmal zwischen den Augen des Mannes…

***

Sie hatten das Dorf bereits erreicht! Mein ganzer Plan war hinfällig geworden.

Diese Gedanken schossen mir durch den Kopf, als ich mich fallen ließ und zu Boden kippte, denn ich wußte, daß der andere schießen würde.

Ich hatte mich nicht getäuscht, denn kaum bekam ich Bodenkontakt, da schoß der andere.

Er feuerte so schnell, daß ich das Gefühl hatte, jemand würde mit einer MPi schießen.

Ich hörte die Einschläge der Kugeln, wie sie in den Schreibtisch hieben und ihn zum Teil zerstörten, wobei ich intensiv hoffte, daß das Telefon heil blieb, und ich sah auch, daß der Teufelsdiener vorging und dabei sein Gewehr senkte.

Er war langsam, vertraute auf seine Kraft, die ihm die Hölle eingegeben hatte.

Ich konnte unter dem Schreibtisch hinwegschauen und feuerte sofort zurück.

Die Silberkugel traf.

Der andere zuckte zusammen, ich vernahm seinen Schrei, dann schleuderte es ihn gegen die Wand, wo er die Arme ausbreitete und das Gewehr aus seinen Händen rutschte.

Dumpf polternd fiel es zu Boden. Auch der Teufelsdiener konnte sich nicht mehr halten. Seine Knie gaben nach. Er rutschte zusammen und veränderte sich bereits.

Als ich aufstand und mit gezogener Waffe lauerte, wußte ich, daß er mir nicht mehr gefährlich werden konnte.

Sein Gesicht wurde schwarz. Das Zeichen des Satans leuchtete noch einmal kräftig auf, um mit einem Zischlaut zu verlöschen, wobei es auf der Stirn einen kleinen Krater hinterließ, der genau die Umrisse

der Fratze zeigte.

Dann prallte der Mann zu Boden und rührte sich nicht mehr.

Ich blieb neben ihm stehen, schaute auf ihn herab und mußte den anderen Dorfbewohnern recht geben. Sie hatten von Fremden gesprochen. Dieser Mann sah fremd aus. Er trug Kampfkleidung, auf seinem Kopf aber einen Turban. Er erinnerte mich an einen Freischärler.

Von ihnen gab es ja zahlreiche, vor allen Dingen im Orient, denn dort bekämpfte man sich bis aufs Messer. Aber was hatte er hier zu suchen?

Ich wußte es nicht und wollte auch nicht raten, denn mir fiel der Konstabler ein, der ja auch eine Begegnung mit dem lebenden Monstrum gehabt hatte.

In den Gang brauchte ich nicht, McGraff kam mir schon entgegen. Er wankte. Aus einer Platzwunde an der Stirn sickerte ein dünner Blutfaden, doch der Konstabler grinste schon wieder.

»Ich kann mehr vertragen, als der andere gedacht hatte«, erklärte er, taumelte in sein Büro und stützte sich mit beiden Händen auf der Schreibtischplatte ab.

Die Schüsse waren natürlich von den draußen wartenden Menschen gehört worden. Wir vernahmen laute Schritte. Plötzlich flog die Tür auf. Die Leute wollten in das Büro, doch der Konstabler schickte sie weg. Er brüllte sie dabei an und sie zogen sich tatsächlich zurück. Den Toten hatten sie gesehen, jetzt würden wilde Gerüchte die Runde machen.

Auch McGraff sah die Leiche.

Erst jetzt wurde ihm bewußt, wie sie aussah. Der Konstabler preßte seine Hand vor das Gesicht und schaute durch die gespreizten Finger.

Ich hörte ihn flüstern.

»So hat er aber nicht ausgesehen.«

»Das glaube ich Ihnen.«

»Wie kommt es? Das Gesicht ist verbrannt. Schwarz, und die Haut fällt ab…« Er schüttelte sich, ging zur Seite und ließ sich auf seinen Stuhl fallen. »Können Sie mir eine Antwort geben, Sir?«

»Später.«

»Wieso, ich…«

»Tut mir leid, ich muß telefonieren. Mein Gespräch nach London, wissen Sie.«

»Ja, ja…« Der Konstabler taumelte zu seinem Stuhl und ließ sich schwer auf die Sitzfläche fallen. »Verdammt!« fluchte er. »Mein Kopf. Gut, daß der Kerl mich nicht richtig erwischt hat, der hätte mir den Schädel eingeschlagen.«

»Wie ist er reingekommen?« fragte ich.

»Durch ein offenes Fenster.«

»Das sollte man auch nicht machen.«
»Wer denkt denn an so etwas. Ausgerechnet hier in Nurgess. Direkt am Ende der Welt…«
Ich ließ ihn reden, denn für mich war es wichtiger, mit London zu sprechen…

***

Sie warteten noch immer!
Und die Spannung stieg. Suko und Shao standen unter einem seelischen Streß, der kaum auszuhalten war. Es war schon wieder ein Tag vergangen, und sie hatten weder von Sheila, Bill, noch von John Sinclair etwas gehört. Die beiden blieben in der Hölle verschollen.
Shao kümmerte sich in rührender Weise um den kleinen Johnny. Sie versuchte ihn abzulenken, er sollte keinesfalls an die brennenden Probleme denken, aber es war nicht so einfach.
Suko hatte sich seinen Platz im Arbeitszimmer des Reporters ausgesucht. Er telefonierte oft. Im Büro lief alles normal. Glenda hielt dort die Stellung, und auch Sir James hatte von Sinclair nichts mehr gehört.
Als die graue Dämmerung bereits über den Himmel kroch, sprach Suko wieder mit seinem Chef.
»Immer noch nichts«, erklärte Sir James.
Der Inspektor preßte die Lippen zusammen. Er hatte viel von seiner sonstigen Gelassenheit verloren, und eine Frage lag ihm besonders am Herzen, er wagte aber kaum, sie auszusprechen.
Sir James merkte etwas. »Reden Sie, Suko!«
»Sir, ich kann es kaum sagen, aber wir müssen uns möglicherweise mit dem Gedanken vertraut machen, daß John und die beiden Conollys vielleicht für immer verschollen bleiben.«
Der Superintendent schwieg. Nur sein Atem drang zischend durch den Hörer. Dann räusperte sich Sir James. »John war schon des öfteren verschollen, auch Bill Conolly, deshalb sollten wir die Flinte nicht ins Korn werfen Wir warten ab.«
»Wie lange?«
»Ich bin auf jeden Fall für Sie erreichbar, Suko.« Sir James drückte sich vor einer Antwort und legte auf.
Suko tat es ihm nach. Er saß da und starrte auf den Apparat, seine Mundwinkel zuckten. Er dachte daran, daß die Hölle wirklich alle Trümpfe auf ihrer Seite hatte. Asmodis war es gelungen, das Sinclair-Team in eine Falle laufen zu lassen, und dieser Falle konnten sie nicht mehr entrinnen. Sie hatten sich in diesem wahrhaft teuflischen Netz gefangen, in dem der Satan wie eine Spinne lauerte.
Vielleicht hatte er schon zugeschlagen.
Als über den Nacken des Chinesen ein sanfter Luftzug strich, drehte

Suko sich um.
Shao hatte die Tür geöffnet und stand auf der Schwelle. Sie schaute ihren Freund an. Auch sie war blaß geworden. Ihr Gesicht zeigte die Spuren der Anstrengung, denn in den vergangenen Tagen waren sie durch mehrere Höllen gegangen.
»Nichts«, sagte Suko.
Shao hob die schmalen Schultern. »Ich wollte dich eigentlich zum Essen holen.«
Der Chinese lachte. »Glaubst du wirklich, daß ich jetzt hunger habe?«
»Aber du mußt etwas zu dir nehmen.«
»Nein, bitte!«
»Tu es Johnny zum Gefallen. Er soll so wenig wie möglich merken. Vorhin hat er schon wieder gefragt. Ich weiß bald nicht mehr, was ich ihm noch sagen soll.«
»Schon gut, ich komme.« Suko stemmte sich aus dem Stuhl und ging langsam auf Shao zu.
Sie machte ihm Platz. Vor ihr blieb er stehen. Mit den Fingern strich er über ihre Wange. »Nur die Hoffnung nicht aufgeben«, sagte er mit leiser Stimme.
»Glaubst du denn daran?«
»Es fällt mir schwer.«
Die beiden gingen in das Eßzimmer, wo Johnny bereits am Tisch mit Messer und Gabel in den Hände wartete und bekannt gab, daß er Hunger hatte.
»Du bekommst ja gleich was«, sagte Shao lächelnd und an Suko gewandt: »Er hat sich Spaghettis gewünscht.«
»Die esse ich auch gern.«
»Sollen wir ein Wettessen machen, Suko?«
»Warum nicht?«
»Habe ich mit Daddy auch schon gemacht.«
»Und wer hat gewonnen?«
»Ich natürlich«, antwortete Johnny voller Überzeugung. »Shao kann auch gut kochen. Es schmeckt mir so, als hätte Mummy alles gemacht. Wann kommt sie eigentlich wieder?«
»Ich weiß es nicht«, sagte Suko.
»Daddy will sie doch holen, nicht?«
Shao kam mit der Schüssel ins Zimmer, schaute Suko an und nickte heftig. »Natürlich, Johnny.«
»Ist Mummy so weit weg?«
»In London ist sie nicht mehr.«
»Wo denn?«
»Das hat den Daddy nicht gesagt.«
»Vielleicht im Urwald?«
Suko lachte. »Das nicht, aber sie hat auch viel zu tun. Du weißt doch,

daß deine Mummy sich hin und wieder um die Geschäfte kümmern muß. Und da macht sie eben mal eine Reise.«

Shao hob den Deckel ab. »So, mein Kleiner, jetzt wird nicht mehr geredet, sondern gegessen.«

»Darf ich zuerst?« fragte Johnny.

»Natürlich.« Shao gab ihm, was er so gern mochte. Auch Soße bekam Johnny.

Die Chinesin hatte mit Gewürzen aus ihrer Heimat abgeschmeckt, und Johnny war nicht mehr zu halten.

Suko aß nur wenig. Nicht einmal die Hälfte von dem, was Johnny auf dem Teller hatte.

Shao und Suko schwiegen während des Essens. Johnny sagte auch nichts. Er hatte mit den langen Nudeln zu kämpfen, bekam auch etwas zu trinken, und nach zwanzig Minuten war er satt. »Jetzt kann ich nicht mehr«, sagte er leise.

»Das reichte auch.«

»Du hast ja noch etwas auf dem Teller, Suko!« Johnny lachte. »Dann habe ich gewonnen.«

»Das hast du.«

»Gibt's auch eine Belohnung?«

»Klar. Waschen und dann ins Bett.«

»Schade.«

»Komm, Johnny, es ist schon spät genug.«

Suko nickte und stand ebenfalls auf. »Ich gehe noch mal durch den Garten.«

Wie so oft drehte er seine Runden. Schaute überall hin, als suchte er seine Freunde, aber von ihnen war nichts zu sehen. Ein warmer Tag hatte sich verabschiedet. Der Sommer kämpfte noch, aber er mußte den Kampf verlieren, denn der Herbst ließ sich nicht aufhalten.

Die Gärten vor und hinter ihm lagen in einer trügerischen Ruhe. Es war keiner da, der etwas sagte oder sich meldete, und Suko kam sich so unendlich allein vor.

Im Bad brannte Licht. Er hörte auch Wasser rauschen und dachte wieder an seine Freunde.

In der Hölle verschollen, so formulierte er. Der Teufel hatte gesiegt und seine Erzfeinde mit in sein ureigenstes Reich genommen. Dort konnte er sie vernichten.

Wenn das tatsächlich eintrat, so wußte Suko nicht, wie es weitergehen sollte. Auf seinem Rücken bildete sich eine Gänsehaut. Dafür zeigte sich nicht allein die Kälte verantwortlich, sondern auch sein innerer Zustand.

Das seelische Gleichgewicht des Chinesen war gekippt, und er fühlte sich wie am Boden zerstört.

Hatten sie Fehler gemacht? Hatte er sich verrechnet? War die Hölle

und damit Asmodis von ihnen allen unterschätzt worden? Wenn er näher darüber nachdachte, glaubte er schon daran, daß dies so gewesen sein könnte.

Im Garten war nichts. Wie so oft, aber Suko brauchte einfach den Gang und die frische Luft.

Als er wieder ins Haus gehen wollte, begegnete ihm die Wölfin. Nadine sprang herbei, blieb neben ihm stehen und rieb ihren Körper an seinen Beinen.

Suko bückte sich. Seine Hand zerwühlte ihr Fell. »Ich glaube fast, Nadine, daß wir bald allein auf der Welt stehen werden. John, Bill und Sheila…« Er schluckte, stellte sich wieder hin und betrat das Haus, wo er Shaos Stimme aus dem Kinderzimmer hörte.

Sie betete mit Johnny.

Suko betrat ebenfalls den Raum. Seine Freundin saß auf der Bettkante.

Fast lautlos schob sich auch Nadine hinein und nahm neben Johnnys Bett Platz. Dort blieb sie die Nacht über hocken, um mit Argusaugen über den Jungen zu wachen.

Auch Suko sagte dem Jungen gute Nacht. Dann verließ er das Zimmer.

Shao folgte ihm wenig später.

Sie sprach das aus, was der Chinese ebenfalls dachte. »Wieder liegt eine Nacht vor uns.«

»Die verflixt lang werden kann.«

»Willst du noch mal mit Sir James sprechen?«

Suko hob die Schultern. »Was hätte es für einen Sinn? Sollte sich etwas ändern, werden wir es früh genug erfahren.«

»Deine Nerven möchte ich haben.«

Suko winkte ab. »Die sind wie von Mäusen angenagt worden«, erklärte er. Sie hatten mittlerweile den Wohnraum erreicht und nahmen dort Platz. Shao stellte den Apparat an. Eine politische Diskussion flimmerte über den Schirm.

»Schalt um«, bat Suko.

»Ich kann auch ganz ausschalten.«

»Nein, nein, laß mal.«

So schauten sie zu und hörten die Fragen eines Quizmasters, die nicht gerade originell waren.

Als Suko nach einigen Minuten zur Seite schaute, war Shao eingeschlafen. Die Natur forderte ihr Recht. Shao hatte in der vergangenen Nacht kaum ein Auge zugetan. Suko schaute weiterhin auf den Schirm, und die Zeit verrann wie zähflüssiger Sirup.

Johnny blieb ruhig. Einmal kam Nadine, schaute kurz, drehte den Kopf und trottete davon.

Auch die Wölfin merkte natürlich, was geschehen war. In ihr steckte

die Seele eines Menschen, und sie hätte gern geholfen, doch es war nicht möglich.

Da schrillte das Telefon.

Suko hatte den Fernseher ausgeschaltet, das Geräusch klang in der Stille dreimal so laut, und der Chinese schoß förmlich aus dem Sessel hoch. Auch Shao wurde wach. Sie schaute auf den Rücken ihres Freundes und sah, daß Suko den Hörer hart gegen sein Ohr preßte.

Eine wichtige Nachricht, das spürte sie, obwohl sie nichts verstand. Suko nickte ein paarmal und erkundigte sich dann nach einem Ort mit dem Namen Nurgess.

Shaos Spannung wuchs. Sie zitterte am gesamten Leib, denn der Fall, das merkte sie, war in eine entscheidende Phase getreten. Als Suko auflegte, sprang auch Shao aus dem Sessel.

Der Chinese drehte sich um. Die beiden schauten sich in die Augen, und das Gesicht des Mannes wirkte hart, wie in Stein gemeißelt.

»Und?«

»Sie leben«, sagte Suko.

Mund und Augen öffneten sich bei Shao. Über ihre Lippen drang ein erschreckter Ruf. Ihr Herz begann zu trommeln, und sie preßte ihre Hand auf die Brust.

»Wo?«

Suko hob die Schultern. »Nicht hier in London. Fast an der schottischen Grenze.«

»Aber wie kommen sie dahin?«

»Ich weiß es nicht. Sir James rief an, ich sprach nicht mit John selbst.«

»Und wie geht es weiter?«

»Ich lasse euch allein.«

»Du willst weg?«

»Ja, ich muß jetzt. Bill ist verletzt, John befindet sich in Gefahr. Ein Ungeheuer verfolgt die beiden. Ein gewaltiger Golem…«

»Kannst du denn allein etwas ausrichten?«

»Nein, Shao.«

»Dann ist es doch…«

Suko schüttelte den Kopf. »Ich bekomme Unterstützung, Militär. Ausgebildete Einzelkämpfer stehen mir zur Verfügung. Auch ein Flugzeug. Ich muß mich sofort auf den Weg machen.«

»Und wenn hier etwas passiert?«

»Shao, es ist ein Risiko, das wir eingehen müssen, aber momentan konzentriert sich alles auf John Sinclair und Bill Conolly. Verstehst du, daß ich muß.«

Shao nickte, auch wenn sie weinte.

Suko machte es kurz. Er drückte Shao an sich, dann zog er sich um, denn er wollte mit seiner Harley zum nächsten Flughafen fahren, wo

schon alles vorbereitet war…

***

Es hatte mir gutgetan, die Stimme meines Chefs zu hören. Viel Zeit war nicht geblieben, ich erklärte alles in Kurzform und berichtete auch von der Gefahr, in der wir schwebten.

Sir James verstand, und er handelte so umsichtig, wie ich es von ihm kannte.

Ich sollte Unterstützung bekommen, denn wir beide fürchteten uns vor dem Golem, denn noch wußte keiner von uns, was mit diesem Ungeheuer eigentlich los war.

Konstabler Alwin McGraff hatte das Gespräch mit angehört. Trotz seiner Kopfschmerzen, die er inzwischen mit zwei Tabletten bekämpft hatte, war ihm nichts entgangen. Als ich auflegte, schaute mich ein blasser Polizist an.

»Ist es wirklich so schlimm?« fragte er.

»Ja.«

»Aber was sind das für Typen, die hier in unser Dorf wollen. Die sollen sich zum Teufel scheren.«

»Da kommen Sie wohl her!«

»Wie meinen Sie das denn, Sir?«

Ich deutete auf die Leiche. »Schauen Sie sich diesen Mann genauer an, Konstabler. Haben Sie so etwas bei einem normalen Menschen schon gesehen, wenn er von einer Kugel getroffen wurde?«

»Nein, noch nicht.«

»Da sehen Sie es. Hier gelten die einfachen Regeln nicht mehr. Sie müssen umdenken.«

»Wie stark sind unsere Gegner?«

Da hatte er eine gute Frage gestellt, und er bekam gleich eine knallharte Antwort. »Mit Kugeln nicht zu töten.«

»Aber Sie haben doch auch…«

Ich unterbrach ihn mit einer Handbewegung und erklärte ihm, was es mit geweihten Silberkugeln auf sich hatte.

McGraff staunte. »Das ist ja wie im Film«, flüsterte er.

Ich verzog das Gesicht. »Leider ist es kein Film, Konstabler. Tut mir leid.«

»Und diese sechs Männer dienen dem Teufel?«

»In der Tat.«

»Aber es ist doch noch jemand dabei. Sie sprachen am Telefon von einem Ungeheuer.«

»Sie meinem den Golem?«

»Richtig.« McGraff trank sein Glas leer. »Was ist überhaupt ein Golem?«

Ich runzelte die Stirn. »Das ist gar nicht so einfach zu erklären. Wir

müssen weit zurückgehen. Bis in das Alte Testament. Das Wort stammt aus dem Hebräischen. Golem bedeutet so viel wie der Ungeschlacht. Der Oberrabiner Low hat im sechzehnten Jahrhundert eine künstliche Menschenfigur, eben den Golem, erschaffen. Man konnte ihn dadurch zum Leben erwecken, indem man ihm einen Pergamentstreifen mit dem richtigen Namen Gottes in den Mund steckte. Zog man den Streifen wieder hervor, fiel der Golem wieder in die Totenstarre.«

Der Konstabler schaute mich groß an. »Und das stimmt alles?« hauchte er.

»So jedenfalls erzählt es die Legende.«

»Aber das Ungeheuer hier, das Sie gesehen haben, ist doch keine Legende?«

»Nein.«

»Hat es denn auch etwas mit Gott zu tun?« fragte der Dorfpolizist.

»Bestimmt nicht.«

»Womit dann?«

»Eher mit dem Teufel.«

McGraff zog die Augenbrauen zusammen und schürzte auch die Lippen.

Er dachte nach. »Dann wäre es also ein verkehrter Golem«, folgerte er aus seinen Überlegungen.

»So kann man es sagen.«

»Wie stark ist er?«

Ich hob die Schultern. »Menschen werden ihn kaum besiegen können«, erklärte ich, »wobei wir auch beim Thema wären. Wir müssen, bis Hilfe erscheint, die Bewohner des Dorfes in Sicherheit bringen.«

»Das geht doch nicht. Wir können nicht evakuieren…«

»Doch, es geht«, erklärte ich.

»Und wo?«

»Die Leute sollen sich so schnell wie möglich in der Kirche versammeln und dort die weiteren Ereignisse abwarten.«

Tief atmete McGraff ein. »Und wer kämpft gegen den Golem?« fragte er leise.

»Ich!«

Er zuckte zusammen, schaute mich an und wurde blaß. »Meinen Sie denn, daß Sie es schaffen, Sir?«

»Ich hob die Schultern. Es ist eben alles mit einem Risiko verbunden. Gegen dämonische Wesen zu kämpfen, da schließe ich den Teufel mit ein, gehört zu meinem Job.« Ich schlug auf den Tisch. »So werden wir keine Zeit mehr verlieren. Sorgen Sie dafür, daß die Menschen in der Kirche Schutz bekommen. Ich kümmere mich um meinen Freund. Wo hat man ihn hingebracht?«

»Die Frau unseres Doktors wird sich um ihn kümmern. Der Arzt

selbst ist weg. Er kommt erst morgen oder übermorgen wieder. Er macht einen Kursus mit.«

»Versteht seine Frau etwas von dem Job?« fragte ich.

»Das kann man wohl sagen. Sie war früher einmal Krankenschwester.«

»Okay, dann lassen Sie uns gehen!«

***

Der Ort hatte sich verändert.

Nicht äußerlich, nein, die Häuser standen nach wie vor so, wie ich sie in Erinnerung hatte, etwas anderes war geschehen. Die Atmosphäre hatte sich verändert, sie war drohender geworden, unheimlicher, als würde das Böse wie ein tödlicher Hauch über die Dächer der kleinen und wie geduckt dastehenden Häuser streichen.

Ich war vor der Treppe stehengeblieben und schaute auch auf die Menschen. Einige hatten sich wieder in die Häuser zurückgezogen, andere warteten noch.

Nur Männer, und ich entdeckte auch den unter ihnen, der mich zuerst mit der Waffe bedroht hatte.

Bob lautete sein Name. Das jedenfalls hatte ich noch in meiner Erinnerung behalten.

Ihn pickte ich mir raus. Auf mein Winken kam er langsam näher und schaute dabei den hinter mir stehenden Konstabler an. Der gab eine kurze Erklärung und teilte den Bewohnern mit, wer ich war.

Natürlich waren auch die Leute überrascht. Der Name Scotland Yard schien einen guten Klang zu besitzen.

»Sie heißen Bob?« fragte ich.

»Ja, Sir.«

»Bitte führen Sie mich zum Haus des Arztes! Da liegt ja mein Freund, wie ich hörte.«

»Richtig, Sir.«

Wir gingen allein los, während der Konstabler seine erste Rede hielt und den Bewohnern klarmachte, daß dem Ort eine große Gefahr drohte.

Hoffentlich schaffte er es, die Menschen in die Kirche zu bekommen.

Schon einmal hatte ich erlebt, daß sich Menschen in der Kirche verbarrikadierten, allerdings hatten ihre Mauern die Leute nicht vor dem Todesnebel schützen können. Nur meinem Kreuz war es gelungen.

Bob sagte nichts. Er hatte wohl mir gegenüber ein schlechtes Gewissen.

Da ich auch nicht sprach, verging die Zeit ziemlich schweigsam. Ich beobachtete scharf.

Da einer der Teufelsdiener in das Dorf eingedrungen war, konnte ich

davon ausgehen, daß es die anderen ebenfalls geschafft hatten. Und sie mußte ich finden, wobei ich den Golem an die erste Stelle setzte.

Verstecke gab es reichlich. Es brannten auch kaum Lichter, und so waren die Schatten zwischen den Häusern besonders dicht. Überall konnte sich jemand verborgen halten und Urplötzlich ein Gewehr auf mich abfeuern.

Das beunruhigte mich sehr, und mir rann es kalt den Rücken hinab, als ich daran dachte.

Der Mann neben mir bemerkte meine Unruhe. Er wunderte sich auch darüber, daß ich mich des öfteren umschaute und fragte: »Haben Sie etwas, Sir?«

»Nein, nein, nichts.«

»Hier ist es immer so dunkel.«

»Kann ich mir vorstellen.«

Das Haus des Arztes lag abseits der Straße. Wir mußten in einen schmalen Weg einbiegen und einen großen Vorgarten durchqueren, der mehr einer Obstwiese glich, denn zahlreiche Bäume standen dicht beieinander, so daß sich die Zweige fast berührten.

Zwei Lampen brannten über der sich an der Seite des Hauses befindlichen Tür.

»Hier ist es, Sir!«

Ich bedankte mich und riet dem Mann, in die Kirche zu gehen.

»Was… was soll ich denn da?« fragte er mich erstaunt.

»Konstabler McGraff wird es Ihnen sagen.«

»Kommen die Gangster da nicht rein?«

»So ungefähr.« Ich ließ ihn stehen, wandte mich um und klingelte.

Schnelle Schritte näherten sich der Tür. Fast hätte ich durch die Zähne gepfiffen, als ich die Frau sah, die mir die Tür öffnete. Sie war sehr attraktiv und paßte überhaupt nicht in diese Einöde.

Aber es gab noch einen anderen Grund, der mich fast so hatte reagieren lassen.

Ich kannte sie nämlich.

Es war Jane Collins!

***

So steif, als hätte man mir einen Stock zwischen Haut und Kleidung am Rücken gesteckt, blieb ich stehen. Und alle meine Hoffnungen fielen blitzschnell zusammen.

Sie hatten mich.

Die Falle stand, ich war hineingetappt und sicherlich auch Bill Conolly.

»Willst du nicht reinkommen, John?« Jane setzte ein Lächeln auf, das ich ihr früher als verführerisch abgenommen hatte. Heute konnte ich Angst davor bekommen, denn es zeugte von einer gewissen Hinterlist.

Natürlich würde ich gehen. Wäre ich ohne Bill gewesen, hätte ich einen Rückzieher gemacht, aber ich wollte und mußte sehen, wie es ihm ging.

Einen Schritt hinter der Schwelle blieb ich stehen. Meine Blicke bohrten sich in Janes Augen. Ich dachte daran, daß ich sie noch immer nicht so völlig aufgegeben hatte, sonst hätte ich nicht versucht, das Hexenrätsel zu lösen, das Wikka mir gestellt hatte.

Nichts las ich in ihren Augen. Kein Gefühl, weder Mitleid noch Freude.

Auch keinen Haß, nur eine gewisse Gleichgültigkeit und auch Kälte.

»Was habt ihr mit der Frau gemacht?« fragte ich Jane.

»Welche Frau meinst du?« Ihre Stimme klang kühl.

Ich preßte für einen Moment die Lippen zusammen. »Das weißt du genau, du Hexe!« zischte ich, bekam sie am Kragen ihrer pechschwarzen Bluse zu fassen und drehte den Stoff zusammen. »Die Frau des Arztes!« präzisierte ich.

»Laß mich los!« knirschte Jane. Ihre Augen bekamen einen schockgrünen Ausdruck, wohl ein Zeichen für Hexen, und ich stieß sie so hart zurück, daß sie neben der Garderobe gegen die Wand fiel.

»Ich warne dich, Geisterjäger!« preßte sie hervor. »Treib es nicht zu weit.«

Ich winkte ab und holte gleichzeitig das Kreuz hervor, das ich offen vor der Brust hängen ließ. »Was also ist mit der Frau?«

»Sie lebt noch. Und jetzt nimm das Kreuz weg!« Jane zitterte. Sie spürte die Strahlung, und ihr böses Ich sträubte sich gegen das Gute, das von meinem Kreuz ausging.

»Rede!«

»Sie lebt noch, verflucht. Ja, wir haben sie am Leben gelassen!«

»Wo ist sie?«

»Eingesperrt!«

»Und Sheila?«

Jane begann zu kichern. »Da, wo ich eigentlich auch hingehöre!« erwiderte sie mit schriller Stimme. »Beim Teufel. Sheila hat sich in die Hand des Satans begeben. Ich sage dir, Geisterjäger, der Teufel bekommt jeden, den er haben will. Den einen früher, den anderen später. Auch du stehst auf seiner Liste. Vielleicht trifft es dich schon in dieser Nacht!«

Solche Sprüche und »Ratschläge« hatte ich öfter gehört. Ich hatte mir nicht viel daraus gemacht. Diesmal allerdings sah ich sie mit anderen Augen an.

Asmodis hatte es verstanden, den Ring zu durchbrechen. Sheila und Jane befanden sich in seiner Gewalt, und er würde es weiter versuchen, das stand fest.

»Wo kann ich Bill finden?«

Jane drückte sich in die Höhe. »Nimm erst das Kreuz weg!« flüsterte sie. »Du kannst es auch lassen, dann werden die anderen deinen Freund sofort töten. Er ist eine Geisel.«
»Und ich werde dich als Geisel nehmen.«
»Stimmt. Aber der Satan und seine Diener würden trotzdem auf mich keine Rücksicht nehmen.«
Jane sagte dies mit einer so großen Entschlossenheit, daß ich nicht an einen Bluff glaubte. Deshalb nickte ich, steckte das Kreuz weg und sagte: »Gehen wir!«
Die ehemalige Detektivin führte mich tiefer in das Haus hinein. Es war ziemlich geräumig, besaß schon im Parterre zahlreiche Räume, und eine breite Treppe führte hoch zu den oberen Stockwerken.
Wir passierten die Treppe und liefen auf eine Tür zu, die spaltbreit offenstand.
»Dahinter!«
Ich zog die Tür auf. In der Diele hatte Licht gebrannt, im Zimmer war es dunkler.
Dennoch konnte ich alles erkennen. Neben der Stehlampe stand das Bett. Mit der Längsseite zum Fenster hin. Und auf dem Bett lag Bill Conolly.
Die Frau des Arztes hatte sich bereits um ihn gekümmert und den Reporter von seiner Kleidung befreit. Bill trug nur noch seine Unterhose.
Um die rechte Hüfte herum hatten geschickte Hände einen weißen Verband angelegt.
Einen hatte ich getötet.
Blieben noch fünf Teufelsdiener.
Und die hatten sich um das Bett herum verteilt. Es war eine Szene, die mich innerlich aufwühlte, denn die Typen hielten Gewehre in den Händen, und alle fünf Mündungen wiesen auf den wehr- und hilflos daliegenden Bill Conolly.
Die Augen hielt er geschlossen. Für mich nicht zu erkennen, ob er schlief oder bewußtlos war.
Ich schaute mir die Männer an.
Sie alle sahen fremdländisch aus. Dunkelhäutige Typen mit glänzenden Augen. Kampfkleidung trugen sie, und noch etwas hatten sie gemeinsam. Auf ihren Stirnen war das Mal des Teufels eingebrannt. Das Sigill der Hölle.
Feindselig starrten sie mich an. Sie schienen zu wissen, daß ich einen der ihren getötet hatte. Ohne daß ein Kommando gefallen wäre, hoben die fünf Satansdiener ihre Gewehre, drehten sich dabei und richteten die Mündungen auf mich.
Einer stach besonders ins Auge. Ein bärtiger Mann, der die anderen in der Größe überragte. Er schien der Anführer zu sein und stellte sich

mir auch mit Namen vor.
»Ich bin Chavir!« Seine Aussprache klang hart.
»Meinetwegen«, erwiderte ich.
»Damit du weißt, wer dich töten wird, du Sohn einer räudigen Hündin.«
Sein Gesicht wurde zu einer Grimasse des Hasses. Er starrte mich voller Wut an und sah aus, als wollte er sich jeden Augenblick auf mich stürzen. »Der Teufel hat mir freie Bahn gegeben, ich kann dich umbringen, und ich werde…«
»Laß es, Chavir!« Jane Collins hatte gesprochen. »Du weißt, daß wir etwas anderes vorhaben.«
Das Mal auf der Stirn des Mannes glühte noch stärker auf. Eine Antwort gab Chavir nicht. Er blieb steif stehen.
Asmodis hatte also wieder einen Plan. Wie konnte es auch anders sein.
Auch Dämonen taten nichts ohne Motiv, und ich spielte in diesem Plan die Hauptrolle.
Janes Worte hatten mir zudem gezeigt, daß unmittelbar keine Lebensgefahr für mich bestand. Ich konnte meiner näheren Zukunft gelassen ins Auge sehen.
Sorge bereitete mir der Golem. Ich sah ihn nicht und konnte mir auch nicht vorstellen, daß er zurückgeblieben war. Sicherlich machte er Jagd auf Menschen.
Ich wollte jedenfalls zusehen, daß ich so schnell wie möglich aus diesem Zimmer kam und auch die Gefahr für Bill Conolly reduzierte.
Zunächst einmal waren die anderen am Drücker. Und hier übernahm Jane Collins die Rolle des Vortragenden. Sie verließ ihren Platz hinter mir, streifte mich fast und blieb neben dem bärtigen Anführer stehen.
Prüfend glitt ihr Blick über meine Gestalt, bevor sie spöttisch bemerkte:
»Du siehst ziemlich ramponiert aus, Geisterjäger!«
»Komm zur Sache!«
»Gut, wie du willst. Es geht um folgendes: Wie du weißt, gehören Kugel und Kelch zusammen. Beide ergeben eine gewisse Macht, die sehr groß ist, wenn sie zusammenkommen. Leider besitzen wir nur die Kugel. Der Golem will aber beides haben, verstehst du? Und du, Sinclair, wirst dafür sorgen, daß er es auch bekommt. Du hast Beziehungen, auf dich hören gewisse Wesen. Sorge also dafür, daß wir innerhalb der nächsten beiden Stunden den Kelch in den Händen haben, sonst wird es Bill Conolly büßen. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?«
Das hatte sie. Ich bestätigte es mit einem Nicken.
»Dann ist es gut«, erklärte sie. »Also, Geisterjäger, unternimm etwas, wenn dein Freund länger leben soll.«

Jane wartete auf eine Antwort. Okay, die konnte sie haben. »Tut mir leid«, erwiderte ich. »Den Kelch kann ich euch nicht geben, weil ich ihn nicht habe.«

»Du lügst!«

Ich lachte. »Bitte, durchsuche mich! Ich besitze den Kelch nicht. Eine andere hat ihn sich geholt.«

Jane verengte die grünen Augen. »Tanith, nicht wahr?«

»Genau.«

»Da hatte Asmodis doch recht. Sie also hat dir den Weg in die Vorhölle gezeigt. Nun gut, die zwei Stunden Frist bleiben. Du hast dich mit Tanith doch immer so gut verstanden. Dann überrede ihren Geist, daß er dir den Kelch überläßt.«

»Wo soll ich sie finden?«

»Das ist deine Sache!« knirschte Jane Collins. »Ich habe dir nur das übermittelt, was Satan mir aufgetragen hat.«

»Da wäre noch etwas«, sagte ich leise.

Jane kannte mich von früher her gut. »Keine Bedingungen, Geisterjäger. Die nehme ich nicht an.«

»Doch, du mußt mich anhören! Wenn ich euch den Kelch besorgen soll, will ich noch jemand zurückhaben. Und zwar Sheila Conolly!«

Jane Collins schaute mich an, dann verzog sich ihr Gesicht, und sie begann zu lachen. Es war ein häßliches Kichern, ein spöttisches Geräusch, und sie schlug sich dabei auf die Schenkel. »Ich soll dir Sheila Conolly zurückgeben? Das kann ich nicht. Da mußt du mit Asmodis verhandeln. Aber du wirst bei ihm auf Granit beißen, Geisterjäger. Was die Hölle einmal hat, das behält sie.«

Genau dies war der springende Punkt. Damit wollte ich mich einfach nicht abfinden. Ich mußte Sheila kriegen. »Entweder sie und Bill oder keinen Kelch!«

»Nie, Geisterjäger!«

»Was will der Teufel überhaupt mit dem Kelch? Er hat doch die Kugel oder vielmehr sein Diener, der Golem!«

»Das kann ich dir sagen. Der Satan hat sie getötet, aber sie hat ihn dennoch überlistet, und so etwas vergißt der Teufel nicht. Wenn er den Kelch besitzt, kann er über sie bestimmen und für seine Zwecke einspannen. Verstehst du?«

Und ob ich verstand. Ein raffiniertes Spiel, das sich Asmodis da ausgedacht hatte. Wahrscheinlich erst in den letzten Stunden geboren, aber nicht von Pappe.

»Wie hast du dich entschieden?« fragte Jane.

»Für Sheila!«

Die Hexe verzog das Gesicht. Aber nicht nur sie hatte den Namen gehört, auch Bill Conolly. Er wollte sich aufrichten und stöhnte. Dabei schaffte er es nur, den Kopf zu heben.

Sofort reagierten die Teufelsdiener. Die Mündungen senkten sich noch tiefer und drückten gegen Bills Körper. Dabei ließen sie auch das Gesicht nicht aus.

»Laßt ihn!« zischte ich.

Bill sank stöhnend zurück.

Und Chavir fuhr herum. »Du verfluchter Sohn einer Hündin hast uns nichts zu sagen!« Er explodierte. Selbst der Teufel konnte ihn durch das Sigill nicht unter Kontrolle halten.

Chavir stürzte sich auf mich. Sein Gesicht mit der höllischen Zeichnung auf der Stirn war grausam verzerrt. Mordlust sprühte in seinen Augen, und er wollte mich mit dem Gewehr niederschlagen.

Jane Collins ahnte als einzige die Gefahr, doch ihr Warnruf wurde nicht gehört.

Der Lauf rammte nach unten.

Ich sprang nicht zurück, sondern in den Schlag hinein. Unsere Körper krachten zusammen. Der Lauf streifte noch mein Ohr, er traf nicht voll, doch ich hatte ihn.

Zwar wußte ich es nicht genau, aber ich ging davon aus, in Chavir einen gefährlichen Einzelkämpfer vor mir zu haben, der sämtliche Tricks kannte. Deshalb durfte auch ich keine Rücksicht nehmen.

Beide Fäuste schmetterte ich in seine Hüften, riß das Knie hoch, schleuderte ihn zurück, bekam ihn wieder an der Schulter zu packen und riß ihn herum.

Im nächsten Augenblick befand er sich in einem stahlharten Würgegriff, den Suko mich gelehrt hatte. Mit einem Arm konnte ich Chavir halten.

Das war auch Sinn der Sache, denn mit der rechten Hand holte ich mein Kreuz hervor und hielt es dicht vor sein Gesicht…

***

Von einer Sekunde zur anderen hatte sich die Lage geändert. Wobei ich sehr hoffte, daß dies zu meinem Vorteil geschah. Aber noch standen die Chancen unentschieden.

Der Teufelsdiener war in meinem Würgegriff erstarrt. Das lag nicht allein an der Armklammer um seinen Hals, sondern auch daran, daß nicht weit von seinen Augen entfernt das Kreuz vor ihm schwebte, gehalten von meiner rechten Hand, die nicht einmal zitterte, so ruhig war ich inzwischen geworden.

Nur Jane Collins sagte etwas. »Ich habe es euch gesagt, ihr verfluchten Versager. Immer wieder! Aber ihr wolltet nicht hören. Sinclair ist unberechenbar. Der nutzt jede noch so kleine Chance aus. Auch wenn ihr glaubt, gewonnen zu haben. Verdammt…«

»Halt deinen Mund!« fuhr ich Jane an und wandte mich mit dem nächsten Befehl an die anderen vier. »Und ihr, weg mit den

Gewehren! Wenn nicht, vernichte ich ihn hier!«
Sie wollten nicht.
»Das ist kein Bluff«, sagte ich. »Fragt Jane Collins!« Sie warfen der Hexe Blicke zu. Jane nickte.
Chavir stieß ein wütendes Geräusch aus. Eine Mischung aus Kreischen und Fauchen. Natürlich wollte er sich befreien, doch ich drückte noch fester zu. Das Fauchen verstummte.
»Sie können auch schießen!« sagte Jane, die sich wieder gefangen hatte und eiskalt blieb. »Deine Chancen stehen nicht so gut, wie es zu Beginn aussah, Sinclair!«
»Aber ihr wollt den Kelch.«
»Vielleicht verzichtet Asmodis und wartet auf eine andere Chance. So wichtig ist er ihm auch nicht.«
»Du lügst. Er braucht ihn«, erklärte ich Jane. »Ich lasse mich von dir nicht aus dem Spiel bluffen.«
»Seit wann spielst du mit Menschenleben, John Sinclair?« fragte sie mich höhnisch.
Eine Antwort bekam sie nicht, denn ich hatte etwas gesehen. Und zwar über dem Bett, dicht hinter der Fensterscheibe, wo die Dunkelheit lauerte. Und in sie hinein schob sich ein noch dunklerer Schatten.
Eine Kugel.
Der Golem kam.
Im nächsten Augenblick zersplitterte die Scheibe…

***

Suko hatte es geschafft und den kleinen Flughafen erreicht. Er gehörte der Army, war abgesperrt, aber man wußte Bescheid, welcher Gast kam, und die Stahltore schoben sich zur Seite, als Suko auf seiner Harley herbeipreschte.
Wie ein röhrendes Gespenst tauchte er aus den Dunstschleiern auf.
Nebel zerfaserte das Licht seiner Lampe. Die Zufahrten waren beleuchtet. Peitschenlampen knallten ihr Licht auf die Betondecken, und Suko jagte hindurch.
Auf dem Flugfeld stand ein Phantom-Jäger startbereit. Er sollte den Chinesen mitnehmen.
Ein Major empfing den Gast, und ohne große Worte zu machen, wurde Suko zur Maschine gefahren, wo der Pilot bereits wartete. Rasch kletterte der Chinese in den Düsenjäger.
Eine Minute später rollten sie bereits über die Piste, stiegen pfeilschnell in den nachtdunklen Himmel und schienen von einem unendlich schwarzen Loch verschluckt zu werden.
Suko kam sich vor wie eine Sardine in der Büchse. Das alles interessierte ihn nicht. Er nahm gern jede Unbequemlichkeit in Kauf,

um an sein Ziel zu gelangen.

Suko hatte fast das Gefühl, auf einer Dimensionsreise zu sein.

Auf dem anderen Stützpunkt im Norden stand schon ein Kampfhubschrauber bereit.

Vier ausgesuchte Einzelkämpfer sollten Suko begleiten und ihm Rückendeckung geben.

Ob der Golem durch Gewalt in die Knie zu zwingen war, stand noch in den Sternen.

Und die Sterne leuchteten auch über ihnen. Selten hatte Suko einen so klaren Himmel gesehen, wenn er durch die Haube der Kanzel schaute.

Der Nebel hielt sich nur am Boden. Auch die dünnen Wolken lagen weit unter ihnen. Suko kam es vor, als würden sie eine Fahrt ins All unternehmen.

Sein Zeitgefühl verlor er, aber er bemerkte es, als die Landephase begann. Der Pilot war ein Könner. Glatt und sicher setzte er auf dem Betonband auf. Rechts und links vereinigten sich die hellen Lampen zu langen Schleiern, die wie Bänder die Landebahn markierten.

Die Maschine verlor an Geschwindigkeit. An ihrem Heck öffnete sich knatternd ein Schirm, der zusätzlich bremste.

Kaum stand das Flugzeug und die Haube war hochgeklappt, als schon ein Wagen mit Blaulicht über die Landepiste heranraste. Der Inspektor verabschiedete sich von dem Piloten und stieg um.

Ein Hubschrauber wartete auf einem anderen Feld. Es war ein Transporter, groß genug, um mindestens sechs Leute zu fassen.

Der Pilot und die vier Soldaten standen bereit.

Suko begrüßte sie, hörte ihre Namen und sah das Grinsen auf ihren Gesichtern.

Ihr Anführer war ein breitschultriger Sergeant, der sich als Bernie Brisbane vorstellte.

»Alles klar?«

»Und wie«, sagte Suko.

»Bei uns auch. Wir haben übrigens nur eine leichte Artillerie mitgenommen.«

»Was verstehen Sie darunter?« fragte Suko.

»Maschinenpistolen. Die werden ja wohl reichen«, fügte er mit einem optimistischen Grinsen hinzu.

Suko hob die Schultern. »Wenn Sie meinen. Ich sehe das ein wenig anders.«

»Wieso?«

»Kommen Sie, Bernie, lassen Sie uns starten! Alles andere später…«

***

Nicht mit dem Kopf, sondern mit seiner Klaue hatte der Golem das

Fenster zerschlagen. Ein Regen aus blitzenden Splittern segelte in das Innere des Zimmers und verschonte auch das Bett des Reporters nicht.

In den nächsten Augenblicken war Bill Conolly für die anderen nicht interessant, nur der Golem spielte die Hauptrolle, denn er traf Anstalten, das Zimmer zu betreten.

Im Nu verdichtete sich die Atmosphäre. Irgendwie schien es nicht geplant zu sein, denn ich vernahm Janes wildes Kreischen. Sie hatte etwas dagegen, daß der Golem den Raum betrat und brüllte ihn mit sich überschlagender Stimme an.

»Verschwinde. Du kannst jetzt noch nicht kommen!«

Ob das Monstrum sie überhaupt verstand, war die große Frage. Wenn ja, würde es wohl kaum reagieren, denn Jane Collins war schließlich nicht seine Herrin.

Der Golem wollte alles. Wahrscheinlich hatte er lange genug unter dem Befehl anderer gestanden, jetzt drehte er durch.

Und wie er kam.

Normalerweise war die Fensteröffnung zu klein für diesen Koloß. Auch wenn er sich drehte, hatte er seine Schwierigkeiten, aber er griff zu einem einfachen, wenn auch radikalen Mittel.

Zweimal rammte er seine runde Schulter gegen die, von mir aus gesehen, linke Wand des Fensters. Ich hörte die dumpfen Schläge, der Rahmen knirschte erst, dann wurde er zerfetzt, und der hereinkletternde Golem zerstörte sogar noch ein Stück des alten Mauerwerks. Steine fielen, Staub wölkte, der Koloß beugte seinen Oberkörper vor und besaß nun Platz genug, um in den Raum zu dringen.

Auf seiner Brust leuchtete die Kugel. Sie kam mir vor wie ein böses Auge, obwohl sie eigentlich dem Guten zugetan war, doch der Teufel verstand es, manche Dinge so zu manipulieren, daß sie ihm genau in den Kram paßten.

Ich dachte darüber nach, was den Golem veranlaßt haben könnte, das Zimmer auf diese Art und Weise zu betreten. Wahrscheinlich hatte er draußen gelauscht und unseren Dialog mitbekommen. Wie die Sache auch gewesen war, es blieb eine Tatsache, daß der Golem sich jetzt im Innern des Hauses befand und unter Umständen durchdrehte.

Die vier Gewehrträger und Diener des Teufels interessierten sich nicht mehr für mich und ihren Anführer. Ihre Blicke waren auf den Golem fixiert, der ein stählernes Bein vorgeschoben hatte und seinen Fuß auf das Bett stellte.

Ich nahm jedenfalls an, daß es sich um Stahl handelte. Das Bett hielt dem Gewicht nicht stand. An einem Ende brach es zusammen, so daß auch mein verletzter Freund Bill Conolly davon betroffen wurde.

Er wurde aus seiner Lage gerissen, rutschte vor, stöhnte auf, und ich sah sein erschrecktes Gesicht, das gleichzeitig schmerzverzerrt war.

So paradox es klang, Bill befand sich momentan in relativer Sicherheit, denn der Golem hatte andere Probleme, als sich um den Reporter zu kümmern.

Auch die Teufelsdiener waren für ihn uninteressant, bestimmt wollte er mich. Da er mit dem Satan in Verbindung stand, hatte er sicherlich den Befehl bekommen, seinen Feind John Sinclair umzubringen.

Noch immer befand sich Chavir in meinem Klammergriff. Und noch immer hielt ich ihm mein Kreuz so dicht vor das Gesicht, daß er nicht wagte, sich aus dem Griff zu befreien.

Starr hing er in meinem Arm. Nur hin und wieder lief ein Zittern durch seine Gestalt.

Einer der anderen Teufelsdiener wollte den Golem aufhalten. Er mißachtete auch den warnenden Ruf der Jane Collins und bekam seine Quittung. Als er nach dem Arm des Golems griff, trat etwas ein, mit dem ich nie gerechnet hatte und das man als grauenhaft bezeichnen konnte.

Der Golem schlug zurück.

Es war eine lässige Bewegung, jedenfalls sah sie so lässig aus, und der Teufelsdiener wurde in der Körpermitte getroffen. Aber nicht nur das, er bekam auch die Folgen zu spüren. Aus dem Nichts entstanden die Blitze, die bläulich leuchteten und funkten, und die Gestalt des Teufelsdieners wie ein Netz umtanzten, dem er nicht mehr entrinnen konnte und in dem er verging.

Ich hörte ihn schreien, wir alle vernahmen seine Laute, dann, als die Blitze zusammenbrachen, sahen wir, was mit ihm geschehen war.

Aus dem Mann, der dem Satan diente, war eine schwarze, verbrannte Gestalt geworden. Ein mumienhaftes Geschöpf in Lebensgröße, das sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte und allmählich zusammensank. Neben dem Bett blieb er liegen.

So genau hatte auch der Teufelsdiener ausgesehen, der von meinem Kreuz erwischt worden war. Zwischen dem Golem und dem Kreuz schien es eine Übereinstimmung zu geben, jedenfalls in dem, was die Vernichtung der Feinde anbelangte.

Von den sechs Teufelsdienern waren jetzt noch vier übriggeblieben. Und einer davon befand sich in meiner Gewalt. Die anderen zogen sich ebenfalls zurück, denn sie wollten nicht das gleiche Schicksal erleiden wie ihr Freund.

»Aber das ist doch Wahnsinn!« schrie Jane Collins. »Du kannst uns nicht töten, Golem. Du gehörst zu uns. Wir dienen dem Teufel. Ebenso wie du. Du bist sein Geschöpf, wir sind seine Diener. Deshalb müssen wir zusammenhalten.«

Der Golem hörte nicht oder wollte nicht hören. Er hatte das Bett längst hinter sich gelassen und drang tiefer in das Zimmer ein.

Ich zog mich zurück.

Um Bill konnte ich mich nicht kümmern. Er war aus dem zusammengebrochenen Bett gerutscht und lag zwischen Matratze und Wand. Es war auch nicht nötig, sich um ihn zu sorgen, für den Golem war Bill Conolly nicht wichtig, der wollte mich.

Und was mir blühte, wenn er mich erwischte, das hatte ich ja gesehen.

Rückzug war im Augenblick das beste, was ich machen konnte.

Ich stand günstiger zur Tür als die anderen, ließ meinen Gegner nicht aus dem Griff und zog ihn zusammen mit dem Kreuz über die Schwelle.

Chavir wagte nicht, sich zu rühren. Das Kreuz vor seinen Augen bereitete ihm ungeheure Angst. Es bannte ihn. Wahrscheinlich hätte er von allein kaum gehen können, wenn ich ihn nicht nach hinten gezogen hätte, und so blieb er in meinem Griff.

Damit rettete ich ihn zunächst vor dem Golem, wenn dieser auch sicherlich nicht aufgeben würde. Durch die große Diele lief ich und hörte Schläge, die von innen gegen eine Tür hämmerten. Das mußte die Arztgattin sein, die von Jane Collins eingeschlossen worden war. Um sie zu beruhigen, schrie ich laut und deutlich: »Bleiben Sie um Himmels willen im Zimmer. Ihnen passiert nichts. Wirklich nicht. Bleiben Sie da!«

Die Frau antwortete nicht. Dafür hörten die Schläge auf, ich gelangte bis an die Haustür und stieß die Klinke mit dem rechten Ellbogen nach unten. Dann drehte ich mich, noch immer mit Chavir im Griff, und es gelang mir, in den schmalen Spalt meinen Fuß zu stecken und die Tür aufzudrücken.

In diesem Moment verließen auch die anderen das Zimmer. Jane Collins an der Spitze.

Sie hatte sich bewaffnet und eines der weggeworfenen Gewehre an sich genommen.

»Keinen Schritt mehr, Sinclair!« schrie sie.

»Schieß doch!« brüllte ich zurück. Ich benutzte Chavir dabei als Deckung.

Und Jane drückte ab.

Die Kugel schlug in die Körpermitte des Teufelsdieners ein. Er zuckte zusammen, hätte mit der Stirn fast das Kreuz berührt, aber er starb nicht, denn der Einfluß des Satans war so groß, daß ihm ein normales Bleigeschoß nichts mehr anhaben konnte.

Beim Golem war es anders. Er konnte die Teufelsdiener vernichten. Für mich ein Beweis, daß die Magie diesen Koloß antrieb und nicht die Technik, wie es manchmal den Anschein hatte.

»Ich packe dich, Sinclair. Ich werde ihn zerschießen!« schrie Jane. »Er stirbt nicht, aber du wirst daran glauben. Irgendwann trifft dich ein Geschoß und dann…«

Sie würde Ernst machen. Und was sie sagte, stimmte. Chavir war kein dicker Felsen, der jede Kugel abhielt. Zudem bekam sie noch von den anderen dreien Unterstützung, und dieses Risiko konnte ich auf keinen Fall eingehen.

Deshalb griff ich hart durch.

Ich stand ziemlich günstig. Hinter mir befand sich die offene Tür, und ich gab meiner Geisel einen kräftigen Tritt in den Rücken, der sie genau auf die ehemalige Detektivin zuschleuderte. Dabei vergaß ich nicht, ihn mit dem Kreuz zu berühren, denn so hatte ich einen Gegner weniger.

Am Kopf traf ihn das Kreuz.

Chavir brüllte wie am Spieß. Ihn hatte es voll erwischt. Er riß die Arme hoch, taumelte in die Schußlinie und schlug dabei um sich.

Das aber bekam ich nicht mehr mit, auch nicht, wie er verging, denn mit einem gewaltigen Sprung hatte ich mich nach hinten geworfen, trat auf eine Treppenstufe, kippte weg und fiel zu Boden.

Die Treppe erwies sich nun als Vorteil. Ich gelangte in den toten Schußwinkel, prallte mit der Schulter auf, überrollte mich ein paarmal, hörte Wutschreie und das Krachen der Schüsse.

Jane Collins gab nicht auf. Sie sah ihre Chance, mich zu vernichten und wollte dem Satan damit einen großen Gefallen tun.

Ich war längst wieder hochgekommen, blieb jedoch in der geduckten Haltung und rannte im Zickzack weg. Dabei schlug ich Haken wie ein flüchtender Hase und benötigte nur Sekunden, um die Deckung der dicht beieinander wachsenden Obstbäume zu erreichen.

Mit einem gewaltigen Satz landete ich am Boden, kroch weiter und sah in unmittelbarer Nähe Sträucher wie eine kleine Wand vor mir hochwachsen. Vom Haus her vernahm ich Janes Stimme.

Die Hexe brüllte wie eine Irrsinnige. »Packt ihn! Kesselt ihn ein. Wir müssen ihn haben. Durchsucht das Dorf und räumt jeden zur Seite, der sich euch in den Weg stellen will!« Da hatte ich es.

Sie wollte keine Rücksicht nehmen, um ihr Ziel zu erreichen. Jane stand voll auf der Seite der Hölle, und ich bekam große Angst davor, daß Sheila ähnlich reagieren würde, wenn es dem Satan gelang, sie noch länger in seinen Klauen zu halten.

Traf das ein, würde Bill Conolly sicherlich durchdrehen. Und auch ich wußte nicht, was ich dann noch machen sollte.

Die Dunkelheit gereichte mir zum Vorteil. Ich konnte verschwinden, ohne daß die anderen mich so schnell sahen. Und Lampen besaßen sie auch nicht. Gewehrfeuer knatterte auf.

Die Schützen hatten zum Glück nicht gesehen, in welche Richtung ich geflohen war. Sie schossen einfach drauflos und hofften, daß sie mich trafen.

Ich wühlte mich durch die Sträucher. Sie klatschten gegen Gesicht

und Körper, und als ich in ein weiches Kartoffelbeet trat, schrie jemand:

»Dieser Hund hat Chavir gekillt!«

Der Anführer war also tot.

Aber noch gab es die drei anderen, dazu Jane Collins und den verfluchten Golem.

Ihn hatte auch nichts mehr im Haus gehalten. Er stand noch auf der Treppe und war besonders deshalb gut zu erkennen, weil die Kugel auf seiner Brust rot leuchtete.

Womit rechneten meine Feinde?

Sicherlich damit, daß ich floh und soviel Distanz wie möglich zwischen sie und mich brachte.

Sollte ich so reagieren?

Da gab es noch das Problem Bill Conolly. Vielleicht war die Chance, ihn zu holen, jetzt günstig, denn alle hatten das Haus verlassen, so hoffte ich jedenfalls.

Also wollte ich dieses fast wahnsinnige Unternehmen probieren, denn Bill mußte weg.

Vielleicht war es Wahnsinn, was ich da tat, aber ich konnte nicht anders.

Zudem hatte ich mir angewöhnt, immer das Gegenteil von dem zu tun, was die anderen annahmen. Damit war ich bisher gut gefahren. Zudem besaß ich noch den Vorteil des zerstörten Fensters. So konnte ich in die Wohnung klettern.

Um dies zu erreichen, mußte ich das Haus umrunden, denn das Fenster lag an der Rückfront.

Ich ging nicht, sondern lief geduckt. Ein möglichst kleines Ziel bieten, darauf kam es mir an.

Von meinen Verfolgern sah ich nichts. Sie hielten sich zum Glück an der Vorderseite auf und suchten dort. Wahrscheinlich würden sie auch in das Dorf eindringen, sich dort verteilen, und ich konnte nur hoffen, daß der Konstabler es geschafft hatte, die Leute in Sicherheit zu bringen.

Ungehindert erreichte ich mein Ziel. Die Rückfront des Hauses, an die sich auch ein großer Nutzgarten anschloß, war mit Efeu bewachsen. Das Fenster lag zwar etwas hoch, dennoch war es leicht für mich, es zu erreichen. Davor duckte ich mich zusammen, streckte meine Arme aus, umklammerte den Rand an der Fensterbank und zog mich hoch.

Im Zimmer war es dunkel.

Dennoch glaubte ich sicher sein zu können, daß sich dort niemand aufhielt, bis auf Bill Conolly natürlich.

Als ich durch das Fenster kletterte, sah ich den zerbrochenen Rahmen.

Der Golem hatte wirklich gewütet. Ich mußte mich hüten, wenn ich nicht in Scherben fassen wollte, war sehr vorsichtig und sprang im Innern des Raums zu Boden.

Dort blieb ich erst einmal stehen.

Jemand hatte beim Verlassen des Raumes das Licht ausgeschaltet, aus diesem Grunde lastete das Dämmerlicht wie ein graues Tuch über dem Zimmer. Ich schaute sofort nach links. Dort wußte ich das Bett, und da mußte auch Bill Conolly liegen.

In den Trümmern erkannte ich seine Gestalt.

Bills Gesicht leuchtete lakenbleich. Er war nicht bewußtlos und bewegte seinen rechten Arm. Mit der Hand hielt er einen länglichen Gegenstand umklammert, und ich erkannte, daß es sich dabei um ein Gewehr handelte.

So war der Reporter eben. Er wollte nicht aufgeben und kämpfte verbissen, auch wenn es ihm noch so dreckig ging.

»Bill!« flüsterte ich.

Mein Freund hob den Kopf. Seine Lippen verzerrten sich, als er lächeln wollte. »Du bist da…?«

»Ja, und ich bringe dich auch hier wieder raus, mein Lieber. Komm und sag jetzt nichts.«

»Nein, John, nicht…«

Ich stieg über die ersten Trümmer, um in Bills Nähe zu gelangen. »Was hast du denn, verdammt?«

»John, es ist…«

»Mach jetzt keinen Unsinn«, sagte ich. »Ich hole dich hier raus, basta.«

»Jane Collins ist…«

Ich hatte mich gebückt, wandte der Tiefe des Raumes den Rücken zu, sah Bills schweißnasses Gesicht und hörte aus dem Dunkel hinter mir das leise Lachen.

Ich kannte es nur zu gut. Jane Collins hatte schon öfter so hämisch und siegessicher gelacht.

»Du hast dich nicht geändert, John«, sagte sie. »Aber ich kenne dich verdammt gut. Du gehst immer den Weg, an den andere nicht denken. Bis auf eine, und das bin ich. Dich trennt nur noch ein kleiner Fingerdruck vom Tod…«

***

Konstabler Alwin McGraff hatte den toten Teufelsdiener aus dem Büro geholt und die verbrannte Leiche vor die Treppe auf die Straße gelegt.

Er hatte es nicht gern getan, mußte aber jetzt zu solchen Maßnahmen greifen, denn anders waren die Bewohner nicht zu überzeugen gewesen. Sie standen da, starrten auf den Toten, und zwei von ihnen

hielten Taschenlampen in den Händen. Die breiten Lichtfinger waren auf die Leiche gerichtet. In diesem grellen kalten Schein wirkte sie noch schauriger und gruseliger, als sie tatsächlich war.

Ein Bild des Schreckens.

»Na!« schrie McGraff, »seht ihr es jetzt?«

»Was ist das?« wurde er gefragt.

»Ein Diener des Teufels. Er lebte, bis er von einer geweihten Silberkugel getroffen wurde.«

Niemand konnte es begreifen, auch McGraff verstand nichts, er mußte zusehen, daß er sämtliche Einwohner zusammenbekam, damit sie sich in der Kirche dann verschanzen konnten.

»Und davon gibt es mehrere«, erklärte er mit lauter Stimme. »Lauft zurück in eure Häuser und holt die Familien. Alle Frauen, Männer und Kinder in die Kirche. Dem Pfarrer habe ich Bescheid gegeben. Er hat die Türen geöffnet.«

Niemand rührte sich.

»Geht, verdammt!« brüllte der Mann. Auch McGraff stand unter einem furchtbaren Streß.

Sie nickten, drehten sich um und verschwanden. Zuerst gingen sie nur langsam, dann begannen sie zu rennen, und der Konstabler atmete stöhnend auf, als er über sein schweißnasses Gesicht wischte. Diese sturen Böcke, bis sie erst einmal begriffen. Dennoch gab er zu, daß es verdammt schwer war. Er selbst hatte es ja auch kaum geschafft. Doch der Tote war überzeugend genug.

Bob kam zurück. Sein Schatten tauchte auf der Straßenmitte auf. Er winkte.

McGraff blieb stehen. »Was ist los?«

»Ich habe den Mann zum Doc gebracht.«

»Und?«

»Nichts und. Er ist hineingegangen. Dann bin ich wieder gelaufen. Er brauchte mich nicht.«

»Okay. Geh du auch in die Kirche!«

»Was soll ich?«

»In die Kirche gehen. Und nimm deine Frau mit! Wartet dort, da sind auch die anderen.«

»Warum?«

»Verdammt, Bob, verschwinde!«

Diesen Ton verstand der Mann, drehte sich um und rannte schnell davon. Der Konstabler ging wieder zurück. Er wollte noch seine Waffe mitnehmen und sich dann auch in die Nähe der Kirche begeben, denn er ahnte, daß es für ihn ebenso gefährlich war, wenn er sich im Dorf aufhielt. Sehr sorgfältig schloß er die Tür ab.

In den Häusern brannten die Lichter. Die Bewohner waren alarmiert worden. Stimmen hallten durch die Nacht, und McGraff hoffte, daß

ein jeder seinem Wunsch nachkommen würde.

Auch er lief in Richtung Kirche. Mit gezogener Pistole hatte er sich auf den Weg gemacht. Unterwegs begegneten ihm Familien. Oft nur notdürftig bekleidet, und man stellte Fragen an ihn, die er jedoch nicht beantworten konnte und wollte.

Weit standen die beiden Türen der Kirche offen, so daß jeder schnell hineinkonnte.

Endlich kam auch der Pfarrer. Er war schon älter und zeigte sich ziemlich aufgelöst. »Was ist denn passiert?« fragte er. »Konstabler, ich will eine Erklärung.«

Der Polizist schaute auf die kleine Gestalt mit den schlohweißen Haaren.

»Der Teufel ist gekommen«, sagte er und hoffte, die richtigen Worte gefunden zu haben.

»Was?«

»Ja, der Satan. Er hat dieses Dorf hier überfallen. Sie glauben nicht, was alles passieren kann. Deshalb halten Sie sich zurück. Bleiben Sie in der Kirche.«

»Das ist doch Unsinn…«

»Ist der Teufel Unsinn?«

»Nein, aber…«

»Es hat schon einen Toten gegeben.« Ruckartig drehte er sich um. Er sah die Leute stehen. Sie hatten lange Ohren bekommen, denn sie wollten hören, was zwischen den beiden Männern alles besprochen wurde.

»In die Kirche mit euch!« schrie McGraff. »Nur da seid ihr sicher!«

Alle gehorchten. Der Pfarrer schaute ihnen verwundert nach. Er hob die Schultern. »Ich begreife es noch immer nicht!« flüsterte er.

»Aber vielleicht jetzt!« rief McGraff, der einen Blick nach links geworfen hatte. »Da steht jemand!«

Auch der Pfarrer schaute, und beide sahen sie die Gestalt direkt an der Kirchenmauer stehen.

Ein Mensch.

Aber mit einem glühenden Mal auf der Stirn. Genau zwischen den Augen leuchtete das Zeichen des Teufels.

»Das ist einer von denen!« zischte McGraff.

Auch der Pfarrer hatte sich gedreht. Er bekam große Augen. In seinem faltigen Gesicht zuckte es. Den Mund öffnete er, sagte jedoch nichts, sondern räusperte sich nur.

»Was hat er zwischen den Augen?« fragte er nach einer Weile.

»Das Teufelsmal.«

Plötzlich wurde der Pfarrer groß. Er reckte sich und wuchs auch innerlich über sich hinaus. »Ich werde es vernichten«, versprach er und nickte heftig.

Der Konstabler lachte krächzend. »Wie wollen Sie das denn schaffen? Gehen Sie lieber in die Kirche. Ich kümmere mich um den Mann.«

»Da gehe ich auch hin, aber ich komme zurück.«

McGraff konnte den Pfarrer vom Gegenteil nicht überzeugen. Er versuchte es auch nicht mehr, sondern beobachtete weiter.

Dann bekam er Angst. Nachzügler erschienen. Eine Gruppe von Frauen, nur begleitet von einem Mann. Sie waren in heller Panik. Jemand schrie mit sich überkippender Stimme. »Ein Monstrum kommt. Ein gewaltiges blaues Geschöpf…«

»Das ist der Golem!« flüsterte der Konstabler.

Die Menschen flohen in die Kirche. Eine Frau bekam McGraff noch zu packen. »Wo habt ihr es gesehen?«

»Im Dorf. In der Mitte…« Dann riß die Frau sich los und floh panikerfüllt weiter.

Der Konstabler wandte sich um, denn er hatte den Teufelsdiener nicht vergessen.

Der war nähergekommen. Leicht geduckt ging er, und sein Gewehr hielt er schußbereit. Die Mündung bewegte sich im Rhythmus seiner Schritte, wobei sie auch manchmal auf den Konstabler wies, der stets Magendrücken bekam.

Er dachte an die Worte des Geisterjägers, der erklärt hatte, daß diese Gestalten mit einer normalen Kugel nicht zu töten waren, deshalb traute sich McGraff auch nicht, seine Waffe abzudrücken.

Alwin McGraff maß die Distanz zwischen ihm und dem Fremden, dann schaute er zur offenen Kirchentür hin.

Welcher Weg war kürzer?

Der zur Kirche, denn auch Konstabler McGraff hatte sich entschlossen, in dem Gotteshaus Schutz zu suchen. Mit seiner Bewaffnung kam er gegen die anderen nicht an. Er schaute auf die Pistole, sah den Teufelsdiener, der sein Gewehr erhoben hatte, und hörte hinter sich hastige Schritte. Im nächsten Moment war alles anders. Der Pfarrer hatte sein Versprechen eingehalten und war zurückgekehrt. In der rechten Hand hielt er ein silbernes Gefäß, aus dem, wenn er es schüttelte, glitzernde Tropfen drangen. Das Weihwasser.

Es deutete alles darauf hin, daß der Pfarrer direkt auf den Teufelsdiener zulaufen wollte.

»Nicht!« rief McGraff. »Um Himmels willen, das können Sie doch nicht tun. Der wird Sie ermorden!«

Für einen Moment blieb der Pfarrer stehen, schaute den Konstabler an und blickte dann auf den Teufelsdiener.

Dessen Sigill auf der Stirn leuchtete dem Geistlichen rot entgegen.

»Nein«, sagte der fromme Mann. »Ich fürchte mich nicht vor dem Satan. Schon der Erzengel Michael hat ihn am Anfang der Welt in die

Hölle gestoßen, und ich werde diesem Beispiel folgen.«

Das war alles gut gesagt und hatte auch sicherlich seine Richtigkeit, doch der Pfarrer war nicht der Erzengel Michael, sondern ein Mensch, der zudem noch vor der Mündung eines automatischen Schnellfeuergewehres stand.

»Kommen Sie zurück! Gehen Sie in die Kirche und nicht weiter!« schrie McGraff.

Es half nichts. Der Pfarrer wollte nicht hören. Sein Ziel, die Vernichtung des Bösen, lag klar auf der Hand. Und dem würde er folgen. Ohne Erbarmen.

Der Teufelsdiener stand wie eine Statue. Nur sein Gewehr hielt er schußbereit auf den Pfarrer gerichtet, der McGraff längst passiert hatte und mit zielstrebigen Schritten dem Diener des Bösen entgegeneilte.

Das Gefäß mit dem Weihwasser hielt er hoch.

»Du. Jünger des Satans!« rief er mit lauter Stimme. »Die Hölle hat dich ausgespien, und die Hölle soll dich auch zurückbekommen. Mit dem geweihten Wasser werde ich dich vernichten und…«

Was er noch alles hinzufügte, hörte McGraff wohl im Unterbewußtsein, allein, er nahm es nicht weiter auf. Der Konstabler suchte fieberhaft nach einer Chance, den Pfarrer zu rächen. Daß der andere schießen würde, war ihm längst klar geworden.

McGraff tat etwas völlig Verrücktes. Jedenfalls hatte es im ersten Augenblick den Anschein. Er fuhr in einer halben Drehung herum, lief zwei Schritte zur Seite und hatte freies Schußfeld.

Auch wenn er mit Bleikugeln den anderen nicht erledigen konnte, er würde ihn aber stören.

McGraff hatte noch nie auf einen Menschen geschossen. Sein Leben als Konstabler war in ruhigen Bahnen verlaufen, er mußte deshalb erst eine gewisse Hemmschwelle überwinden und sich darüber klar werden, daß der andere kein Mensch war.

Er diente der Hölle.

Das gab den Ausschlag.

Alwin McGraff schoß.

Nicht nur einmal, er drückte zwei-, dreimal ab, und er sah, wie die Geschosse in den Körper des Teufelsdieners hieben und die Gestalt herumwuchteten.

Plötzlich schaute der Pfarrer nicht mehr in die Mündung der Waffe. Er war für Sekunden der Todesgefahr entronnen, denn die Treffer schmetterten den Teufelsdiener nach hinten.

Die Echos rollten noch über den Kirchplatz, als der Konstabler den Pfarrer bereits anschrie.

»Jetzt! Jetzt nehmen Sie das Weihwasser!«

Der kleine Gottesdiener mit den schlohweißen Haaren reagierte erstaunlich schnell. Für eine Sekunde blieb er stehen, seine Gestalt

reckte sich, dann lief er vor, und er brauchte nur wenige Schritte, um den am Boden Liegenden zu erreichen.

Es war genau zu sehen, wo ihn die Kugeln getroffen hatten. Die Kleidung zeigte Einschußlöcher, der Körper auch, aber er war nicht zerstört, wie er es hätte eigentlich sein müssen.

Der Teufelsdiener lebte.

Sein Gesicht war zur Fratze entstellt. Das Mal zwischen seinen Augen glühte noch stärker. Die kräftigen Fäuste hielten das Gewehr umklammert. Auf dem Rücken lag er und wollte mit der Waffe herumschwingen, um den Pfarrer zu töten.

Der wuchs über sich selbst hinaus. Einen lateinischen Bannspruch rufend, trat er zu und erwischte die Arme des Mannes. Ihm wurde das Gewehr aus den Fäusten geschleudert, und sofort bewegte sich der rechte Arm des Pfarrers.

Seine Hand, die das kostbare Gefäß mit dem geweihten Wasser hielt, kippte.

Wie Perlen sahen die Tropfen aus, die in einem hohen Bogen das Gefäß verließen und in einer langen, von oben nach unten fortlaufenden Reihe ihr Ziel trafen.

Der Tefelsdiener schrie.

Die ersten Tropfen klatschten in sein Gesicht und wirkten wie Säure auf seiner Haut. Sie fraßen sich hinein, und als das geweihte Wasser das Teufelsmal berührten, da zischte es auf, und ein Qualm, der an Wasserdampf erinnerte, stieg wie Nebelwolken hoch.

»Die Hölle hat dich ausgespien!« schrie der Pfarrer. »Die Hölle soll dich wieder zurückbekommen!« Es war eine flammende Rede, die er der allmählich vergehenden Gestalt entgegenschleuderte. Er, der kleine Pfarrer, fest verwurzelt in seinem christlichen Glauben, hatte es den Mächten des Bösen gezeigt.

Der Teufelsdiener starb stumm. Wie damals die Schlange, die, vom Schwert des Erzengels Michael getroffen, ebenfalls dem Guten weichen mußte. Rauch bedeckte träge die Gestalt des Vernichteten. Nur hin und wieder, wenn ein Wind die dünnen Wolken zerfaserte, wurde dem Pfarrer ein Blick auf das Gesicht gestattet.

Ein Zerrbild des Schreckens!

Aufgerauht, zerstört, zerrissen, zerlöchert, so daß bleiche Knochen hervorschauen konnten.

Langsam ging der Pfarrer zurück. Seine Mundwinkel zuckten. Er hatte gewonnen, drehte sich um und schaute auf das silberne Gefäß mit dem Weihwasser. »Solange ich hier an meiner Kirche stehe, wird kein Diener des Bösen seinen Fuß über die Schwelle setzen!«

Diese Worte hörte auch Alwin McGraff. Er stand wie ein Denkmal auf dem Fleck. Sein Gesicht zeigte eine Gänsehaut, die Augen blickten starr, und die rechte Hand mit der Waffe war nach unten gesunken, so

daß die Mündung zu Boden wies.
Der Pfarrer blieb vor ihm stehen, lächelte und schaute zu ihm hoch. Obwohl er kleiner war als McGraff, kam dem Konstabler dieser Kirchenmann ungewöhnlich groß vor. Gefestigt in einem Glauben, der Berge versetzen konnte.
Der Pfarrer legte dem Konstabler die Hand auf die Schulter. »Kommen Sie, mein Freund, wir gehen! Oder sind noch mehr dieser Menschen irgendwo zu finden?«
»Ja.«
»Dann müssen wir sie suchen!«
»Nein, Herr Pfarrer.« Der Konstabler deutete auf den Kircheneingang.
»Wir müssen auch bei ihnen bleiben und sie schützen.«
In der Tat befanden sich die Menschen nicht mehr alle im Innern der Kirche. Die Schüsse waren gehört worden. Jeder hatte nachschauen wollen, welche Bedeutung sie gehabt hatten.
Der Pfarrer verstand. »Gut, ich begebe mich in das Gotteshaus und werde…«
Was er wollte, sagte er nicht mehr, denn wie auch Konstabler McGraff hatte er ebenfalls das Geräusch aus der Luft gehört.
Es war ein hartes Knattern, und es gab nur eine Erklärung.
Ein Hubschrauber befand sich im Anflug!

***

Ich hätte es eigentlich wissen müssen, doch nun war es zu spät, um sich Vorwürfe zu machen. Jane Collins war raffiniert. Und sie war noch um eine Spur raffinierter, als man annehmen konnte.
Das hatte sie wieder bewiesen.
Jane hatte sich ausgerechnet, wie ich reagieren würde. Sie wußte genau, daß ich einen Freund nicht im Stich ließ, und sie hatte die entsprechenden Konsequenzen gezogen.
Jetzt lauerte sie hinter meinem Rücken, der breit genug war, um eine ganze Garbe von Kugeln aufzufangen.
Die im Raum herrschende Dämmerung kam mir plötzlich vor wie dicke Watte, die sich, wenn ich einatmete, in meinem Rachen festsetzte und ihn ausfüllte.
Waffen gab es genügend in dem Zimmer, und ich Idiot hätte auf die Warnung meines Freundes hören sollen. Bill Conolly ging es verdammt schlecht, er mußte all seine Kräfte zusammengerissen haben, um mir in dieser Form die Warnung zukommen zu lassen.
Jetzt war es zu spät.
Ich atmete tief durch, doch besser ging es mir deswegen nicht. Innerlich zitterte ich, ich preßte die Lippen zusammen, schaute in Bills Gesicht und sah die Haut so blaß, als hätte hinter ihr jemand eine bleiche Lampe angeknipst.

»Tut mir leid!« hauchte ich.

So leise ich auch gesprochen hatte, die Worte galten eigentlich Bill, sie waren dennoch gehört worden, denn Jane Collins stieß ein höhnisches Lachen aus, bevor sie sagte: »Ja, so fällt man rein, Geisterjäger John Sinclair!«

»Stimmt!« gab ich rauh zurück. »Ich hätte mich besser vorbereiten sollen.«

»Natürlich. Aber du bist zu arrogant und unterschätzt deine Gegner sehr oft.«

Was sollte ich darauf erwidern? Im Prinzip hatte sie recht. Ich war tatsächlich ein wenig arrogant gewesen, und so leicht ließ sich eine Jane Collins nicht aus dem Spiel bluffen.

»Was glaubst du, Geisterjäger, was nun geschehen wird?«

»Du willst mich erschießen?«

»Es wäre tatsächlich die einfachste Lösung.«

»Auch in den Rücken?«

»Hast du von einer Hexe anderes erwartet?«

»Eigentlich nicht.«

»Na bitte!«

Es war müßig, den Dialog weiterzuführen. Dennoch wollte ich durch Reden ein wenig Zeit gewinnen und fragte: »Ob es dem Teufel recht ist, wenn du mich durch eine Kugel erledigst?«

»Wieso sollte es ihm nicht recht sein?«

»Früher hat er anderes mit mir vorgehabt. Ich sollte durch alle Qualen der Hölle gehen, wenn er…«

»Das ist vorbei, Sinclair«, entgegnete Jane Collins kalt. »Wir haben zum Sturmangriff geblasen, und wir sind stark genug, um alles hinwegfegen zu können.«

»Wolltest du nicht den Kelch?« wechselte ich das Thema.

»Natürlich.«

»Den bekommst du nicht, wenn ich tot bin.«

»Das laß mal meine Sorge sein. Es gibt bestimmt noch andere, die es wissen. Ich kann mich auch an deinen Freund Bill halten. Er ist ein gutes Druckmittel, besonders deshalb, weil sich seine Frau in den Händen des Teufels befindet.«

»Es reicht«, sagte ich.

»Ich weiß, daß du es nicht gern hörst, aber ich muß mich den Gegebenheiten anpassen. Der Golem hat viel durcheinandergebracht, aber das ist jetzt vorbei.«

Ich hörte ihre Worte und schaute dabei meinen Freund Bill Conolly an.

Sprechen konnte er kaum, er wollte mir durch seinen Blick etwas mitteilen, doch ich wußte nicht, was.

Beschwörend sah er mich an.

Besaß er noch einen Trumpf in der Hinterhand?
Ich wußte es nicht, hoffte es allerdings stark und hörte Janes Befehl.
»Du kannst dich aufrichten, Geisterjäger!«
Wieder gab mir Bill ein Zeichen. Er schaute auffällig nach links, und ich achte darüber nach, was er mir damit andeuten wollte. Dabei schaute er mich so beschwörend an, daß ich gar nicht anders konnte, als seiner Aufforderung Folge zu leisten.
»Beeil dich, Geisterjäger! Ich will es endlich hinter mich bringen!«
Ich kam hoch. Dabei hatte ich das Gefühl, als wäre die Haut auf meinem Rücken weniger geworden, so sehr spannte sie sich. Ein Gefühl der Beklemmung umfing mich. Der Magen zog sich schmerzhaft zusammen, Schweiß sammelte sich auf meinem Gesicht.
Jane Collins besaß eine ideale Position, denn ich drehte ihr den Rücken zu. Besser konnte es überhaupt nicht laufen.
Aber ich bewegte mich nach links. »So«, sagte Jane, »jetzt werde ich…«
In diesem Augenblick handelte Bill Conolly. Wie er es körperlich geschafft hatte, war mir ein Rätsel, aber er hielt, und das hatte ich schon bei meinem Eintritt gesehen, ein Gewehr umklammert. Und zwar so, daß sein Zeigefinger am Abzug lag.
Als ich mich noch in die Höhe drückte, kantete er den Kolben ein wenig an und dann explodierte die nähere Umgebung um mich herum in einem Krachen und dem fahlen Mündungsblitz…

***

Bernie Brisbane, Anführer der kleinen Gruppe, wußte genau, wo es langging. Es war alles vorbereitet, und er hatte sich auch das entsprechende Kartenmaterial besorgt.
Das lag auf seinen Knien. Die Route des Hubschraubers war genau eingezeichnet. Sie führte über eine bergige Landschaft. Suko, der hin und wieder nach unten schaute, erblickte die tiefschwarzen Täler und die dunklen Kuppen der Hügel, auf denen sich ein dichter Wald ausbreitete.
Manchmal erschienen auch Lichter. Immer dann, wenn sie über kleine Orte hinwegflogen.
Brisbane gab dem Piloten hin und wieder Anweisungen. Danach drehte er sich zumeist um und grinste mit blitzenden Zähnen. »Das schaffen wir«, sagte er.
»Sicher.«
»Sie sind zu pessimistisch, Suko. Wir haben schon ganz andere Dinge geschaukelt. Im Falkland-Krieg, da haben wir…«
»Das ist nicht zu vergleichen«, erwiderte der Inspektor schnell. Er wollte keine Kriegserlebnisse hören, ihm reichte sein Job völlig.
»Wir werden sehen«, sagte Brisbane.

Suko schaute auf seine Uhr. Obwohl er nicht wußte, was sich in dem Ort namens Nurgess abspielte, war er doch sehr nervös. Irgendwie hatte er das Gefühl, zu spät zu kommen, aber er konnte dem Piloten nicht befehlen, noch schneller zu fliegen, der Mann holte schon das Optimale aus seiner Maschine heraus.

Der Hubschrauber hüpfte über die Hügelkuppen hinweg. Manchmal sehr tief, so daß Suko Angst hatte, die Kufen würden in den Kronen der Bäume hängenbleiben.

Sie mußten eine Kurve fliegen. Weit ging der Pilot sie an, und dann öffnete sich unter ihnen ein Talkessel.

Ziemlich breit und an einer Stelle erhellt durch Lichter, während der übrige Teil des Tals in absoluter Dunkelheit lag. Wenigstens sah es von oben so aus.

»Da sind wir!« erklärte Brisbane. Suko atmete auf. »Und wo sollen wir landen?«

»Den Platz suchen wir uns noch.« Brisbane wandte sich an den Piloten, und im nächsten Augenblick wurde es unter der Maschine hell, denn der breite Lichtfinger eines starken Suchscheinwerfers geisterte über die Landschaft und riß sie aus ihrer Deckung hervor.

Der Pilot verringerte die Geschwindigkeit und ließ seine Maschine gleichzeitig in einen Sinkflug übergehen. Wie ein langes Gespenst huschte der Lichtstrahl über die Dächer der Häuser, aber er drang auch in die dunklen Lücken zwischen den Gebäuden ein und zerstörte dort die Finsternis.

»Keine Menschen!« meldete Brisbane.

Suko atmete schwer. Das konnte eine schlimme Bedeutung haben. Vielleicht hatten die dämonischen Gegner für ein Aussterben des Dorfes gesorgt. Es wäre nicht das erstemal gewesen, da brauchte Suko nur an die Menschen von Darkwater zu denken, die allesamt durch den Dämon Kalifato in die Leichenstadt hineingerissen worden waren.

Suko und sein Freund John hatten sie damals leider nicht retten können.

Der Suchstrahl schwenkte. Ein zweiter Lichtfinger gesellte sich noch hinzu, und er leuchtete genau in die entgegengesetzte Richtung. Dorthin schauten Brisbanes Männer, während der Pilot sich nach einem Landeplatz umsah.

»Verdammt, was ist das denn?« erklang eine harte Stimme aus dem Heck der Maschine.

Sofort fuhr Suko herum. Er war schneller als Brisbane bei dem Rufer, der sein Gesicht fast an der Scheibe plattdrückte und nach unten schaute, wo der Suchstrahl über eine Gestalt hinwegglitt, die einem Science-Fiction-Film hätte entsprungen sein können.

»Kreisen!« schrie Brisbane, und der Pilot reagierte. Auch der vorn angebrachte Such-Scheinwerfer wurde gedreht, so daß er sich

ebenfalls auf das Ziel konzentrieren konnte.
Es war der Golem.
Und er stand auf einer Weide oder Wiese, die eingezäunt war. Im zerfasernden Restlicht der Suchscheinwerfer erkannten. Suko und die Männer eine Scheune oder einen großen Schuppen.
»Ist das unser Gegner?« fragte Berme Brisbane. Seine Stimme klang nicht mehr so forsch.
»Sieht so aus«, erwiderte Suko nickend.
»Wie ich das von hier aus sehen kann, reichen da wohl keine MPi's«, meinte er.
»Der hat ja ein Auge in der Mitte«, sagte einer der Männer.
Er bekam keine Erwiderung, doch Brisbane gab den Befehl zur Landung.
Suko war damit natürlich einverstanden, und der Pilot ging noch tiefer, wobei er die Maschine in einen Kreis legte und die Scheinwerfer so einstellte, daß sie immer auf den Golem gerichtet waren und dieser in einem hellen Kreis stand.
Doch er blieb nicht stehen, ging weiter und näherte sich dem Rand der Wiese.
»Der will verschwinden«, sagte Brisbane.
»Wir sind immer schneller.«
Brisbane nickte, und im nächsten Augenblick kämmte der Luftzug der Rotorblätter bereits das hoch wachsende Gras. Die schwere Maschine schaukelte ein wenig, sackte noch tiefer, und einen Augenblick später bekamen die Kufen Kontakt mit dem Boden.
»Fertig?«
»Yes, Sir!«
»Aussteigen!«
Knapp und klar schallten Brisbanes Befehle durch das Innere des Hubschraubers, doch Suko war damit nicht so einverstanden.
»Wir müssen vorsichtig sein. Ich habe dieses Monstrum selbst noch nicht in Aktion erlebt und weiß nicht, wie es reagiert. Ich kenne es nur aus Erzählungen.«
»Wir kreisen es ein!«
Nach Brisbanes Worten drang kalte Luft in die Maschine, denn der Ausstieg war geöffnet worden.
Suko sprang als erster hinaus. Der weiche Rasen dämpfte seinen Aufprall. Geduckt rannte der Chinese unter den sich drehenden Rotorblättern hinweg und nahm Kurs auf den Golem.
Der tat so, als hätte er von dem Landemanöver überhaupt nichts bemerkt. In seinem Kurs war er nicht zu stoppen, und er lief direkt auf den Zaun zu.
Durch die Dunkelheit drang Brisbanes Stimme. »Umzingelt das Ziel, feuerbereit machen und erst schießen, wenn ich den ausdrücklichen

Befehl gebe. Verstanden?«

»Yes, Sir!«

Einer sprach für alle. Suko hörte hinter sich die tappenden Schritte. Gestalten huschten aus dem Lichtschein weg und tauchten in die Dunkelheit.

Der Golem ging weiter.

Er erreichte den Zaun, streckte seine Arme vor, berührte ihn, und im nächsten Augenblick erhellte genau dort, wo er stand, ein gelbroter Funkenblitz die Nacht, der sich um die Gestalt ausbreitete wie ein Teppich.

Der Zaun stand unter Strom und das hatte der Golem nicht wissen können.

Er wankte zurück. Suko und die Soldaten sahen seine Gestalt zittern, aber er fiel nicht, drehte sich und wandte sich seinen neuen Gegnern zu, wobei die Kugel in seiner Körpermitte unheimlich gloste und leuchtete.

Die elektrischen Entladungen hatten aufgehört. Für einen Moment wollte Suko daran glauben, daß dieser Stromstoß den Golem umgeworfen hatte, leider stellte es sich als Irrtum heraus, denn das Monstrum wandte sich um und schaute Suko an.

Hinter dem Chinesen trieb Bernie Brisbane mit knappen, befehlsgellenden Worten seine Männer zusammen. Er scheuchte sie in die guten Ausgangsstellungen, damit der Golem eingekesselt wurde. Obwohl die Männer schwere Stiefel trugen, war von ihren Schritten kaum etwas zu hören. Sie verstanden es wirklich ausgezeichnet, sich lautlos und sicher zu bewegen.

Die Soldaten interessierten Suko nicht, für ihn war der Golem wichtig.

Zum erstenmal sah ihn der Chinese aus der Nähe, und er konnte schon Furcht bekommen, wenn er auf das Ungeheuer schaute.

Es überragte ihn bei weitem. Der kugelrunde Kopf und der Körper, eingepackt in das blaue Metall, schimmerten trotz der Dunkelheit. Ein technisches Wesen aus der Zukunft, dazu ferngesteuert, so kam es dem Chinesen vor.

Doch hier wurde nicht ›Star Wars‹ Film gedreht, der Golem, wie er sich nannte, war echt. Ihn lenkte sicherlich auch keine Technik, sondern die Magie der Hölle.

»Gehen Sie aus der Schußlinie!« hörte Suko Brisbanes Stimme.

Rasch drehte der Inspektor den Kopf. »Das hat keinen Sinn, verdammt. Den erledigen Sie nicht durch Kugeln.«

»Ich versuche es!«

Suko wußte, daß er den Soldaten nicht davon abbringen konnte. Dem hatte Falkland nicht gereicht. Deshalb lief Suko zurück. Brisbane hockte auf dem Boden. Sein Körper hob sich dort wie ein Buckel ab,

aus dem ein Arm stach, als er winkte.
Neben ihm ging Suko ebenfalls in Deckung. »Ich gebe Ihnen einen guten Rat, Bernie, lassen Sie…«
Brisbane grinste wieder. »Feuern wollten Sie sagen, nicht?«
Da gab Suko es auf.
»Achtung!« Brisbane streckte sich, bevor das nächste Wort aus seinem Mund drang. »Feuer!«
Sie schossen.
Ihre Stellungen waren gut. Aus drei Maschinenpistolen hämmerten die Garben. Mündungsfeuer leuchteten. Es umgab die drei Waffen mit seinem Schein.
Der Golem war nicht zu verfehlen. Suko sah genau, daß die Kugeln gegen seine Haut schlugen. Er hörte die Geräusche zwar nicht, weil die Echos der Schüsse nachhallten, aber er sah das Blitzen der Treffer.
Jedesmal, wenn eine Kugel das Monstrum traf, blitzte es auf, und die Gestalt wurde von diesem hellen Leuchten umtanzt.
Aber nicht gestoppt!
Suko hatte eine Heidenangst davor, daß die Kugel zerschossen wurde, doch der Golem wußte genau, was er zu tun hatte. Er legte seine Hände zusammen und deckte mit ihnen die Kugel ab.
Die Geschosse stoppten den Golem nicht.
Suko warf Bernie Brisbane einen nachdenklichen Blick zu. Brisbanes Grinsen klebte wie erstarrt in seinem Gesicht. Es hatte den optimistischen Ausdruck verloren.
»Feuer einstellen!« brüllte er.
Die Waffen schwiegen.
Der Sergeant drehte sich zu Suko um. »Wir hätten doch schwerere Waffen mitnehmen sollen«, sagte er.
Suko hob die Schultern. »Kaum, Sergeant. So einfach kriegen Sie den nicht.«
»Mit Sprengstoff.«
»Dieser Golem ist nicht normal, wenigstens nicht mit den normalen Maßstäben zu messen, das sollte Ihnen allmählich bewußt werden. Ihn treibt auch keine Elektrizität an, sondern etwas völlig anderes. Es ist die Schwarze Magie.«
»Ach nee!« Brisbane grinste wieder.
»Wenn ich es Ihnen sage.«
»Aber wie ist das möglich?«
»Ihnen das zu sagen, würde zu weit führen. Nehmen Sie es einfach hin, Sergeant.«
»Und der Golem?«
»Um den werde ich mich kümmern.«
Brisbane bekam große Augen, und sein Grinsen wurde noch breiter.
»Ohne Waffen?«

»Ich habe meine eigenen.«
»Welche?«
»Das spielt keine Rolle. Tun Sie mir einen Gefallen und halten Sie sich zurück. Das gilt auch für Ihre Leute. Ich möchte nicht aus Versehen eine Kugel in den Rücken bekommen.«
»Nun ja, ich habe Ihnen nichts zu befehlen, Mister. Tun Sie, was Sie nicht lassen können.«
Mit diesem Satz war die Unterhaltung der beiden Männer beendet. Suko wußte in der Tat nicht, wie er den Golem vernichten sollte, aber er wollte wenigstens etwas tun.
Der Koloß schien ärgerlich zu sein. Die Kugeln hatten ihm zwar nichts getan, dennoch schien er wütend zu sein, denn er lief auf seine Gegner zu.
Es war bestimmt Zufall, daß er genau die Richtung eingeschlagen hatte, wo Suko und Brisbane warteten. So war die Distanz zwischen ihnen stark geschrumpft.
Wie ein Ungeheuer aus Stahl kam Suko der Golem vor. Ein gnadenloser Mordroboter, der auf nichts Rücksicht nahm und auch nicht zu nehmen brauchte. Er stampfte voran, Suko kam sich klein gegen ihn vor.
Seine Beretta richtete gegen ihn nichts aus, das stand fest. Die Dämonenpeitsche vielleicht? Auch daran wollte Suko nicht glauben.
Wenn der Golem mit einer Magie oder einem magischen Geist erfüllt worden war, besaß die Haut immer die Stärke, um ihn zu schützen. Der Teufel suchte sich seine Diener sehr genau aus.
Vielleicht gab es eine Chance. Und das war die Kugel. Wenn es Suko gelang, sie zu entfernen, war schon viel gewonnen.
Geduckt näherte er sich dem Untier. Was die Männer hinter ihm sagten und welche Warnungen sie ihm mit auf den Weg schickten, interessierte ihn nicht.
Obwohl der Golem kein Gesicht besaß, demnach auch keine Sinnesorgane, wußte er genau, wo sein Feind zu finden war, denn er drehte sich zur Seite.
Beide starrten sich an.
Beim Golem konnte man nicht von einem Starrem sprechen. Er blieb nur stehen, und Suko schaute auf den Kugelkopf.
Der Koloß schien Antennen zu besitzen, die ihm genau anzeigten, wo sein Gegner stand.
Und er kam vor.
Suko war überrascht, wie schnell das Monstrum sich bewegen konnte.
Da wirkte plötzlich nichts mehr schwerfällig, die Nähe des Opfers schien ihn stimuliert zu haben.
Natürlich besaß der Golem sein Gewicht, und die Echos seiner

Schritte klangen dumpf, als sie an die Ohren des Chinesen drangen.

Sie waren gleichzeitig eine Warnung für den Chinesen. Er mußte zurück.

Suko wollte ihn zudem weglocken, die anderen sollten nicht in die Lage geraten, wieder auf ihn zu schießen.

Der Inspektor drehte sich um und rannte davon.

Es sah wie eine Flucht aus, und er hörte auch die Rufe der Soldaten, um die er sich nicht kümmerte. Suko hatte genau das kleine Gebäude gesehen, das ihn an eine Scheune erinnerte, und dort wollte er aus bestimmten Gründen Zuflucht suchen.

Seine Schritte klopften auf den weichen Rasen, er passierte den gelandeten Hubschrauber und sah das Gebäude dicht vor sich aufragen.

Nur keine Tür.

Den Eingang entdeckte er an der Seite. Einen Flügel stemmte er auf und tauchte in das Dunkel dahinter.

Sofort hüllte ihn der Geruch von trockenem Gras ein. In der Scheune wurde Futter für das Vieh gelagert. Zwar konnte Suko nicht viel erkennen, dennoch sah er schattenhaft die zusammengepreßten Ballen, die rechts und links auf regalähnlichen Konstruktionen lagerten.

Und er entdeckte Leitern.

Eine kletterte er hoch, gelangte in die »erste Etage«, drehte sich dort und sah bereits den Golem.

Er stand in der offenen Tür. Sie war breit genug, um ihn fassen zu können. Auch in der Höhe paßte es.

Konnte der Koloß ihn sehen?

Vielleicht nicht, aber er besaß diese gewissen »Antennen«, und die sagten ihm, wo er Suko finden konnte.

Gegenüber!

Der Golem setzte sich in Bewegung. Schwer und stampfend waren die Schritte. Die Kugel in der Körpermitte leuchtete dunkelrot. Auf sie konzentrierte Suko seinen Blick.

Trotz der Entfernung sah Suko, daß sich im Innern der Kugel etwas tat.

Sie reagierte wie ein magischer Motor, war angefüllt mit irgendwelchen Dingen, die ungefähr die Form von Schlieren besaßen.

Hatte Suko bisher noch Zweifel gehabt, nun waren sie beseitigt worden.

Der Golem trug eine Kugel, die eigentlich einer anderen, einer Toten gehörte.

Nämlich Tanith!

Sie hielt den Golem am Leben, und Suko erinnerte sich daran, wie verzweifelt auch John Sinclair nach dieser Kugel gesucht hatte, ohne

eine Spur von ihr zu finden.

Der Golem hatte sie!

Sein Motor war sie, seine magische Antriebskraft, und wenn er die Kugel nicht mehr besaß, dann war er nur noch halb soviel wert. Davon ging der Chinese aus.

Eiskalt wartete er ab.

Hatte Suko bei den Conollys einen Teil seiner Nerven und innerlichen Gelassenheit verloren, so war diese wieder vorhanden. Ihm schien es, als hätte es die Zeit nicht gegeben.

Der Inspektor hockte geduckt auf dem Balken und griff zu seiner stärksten Waffe - dem Stab.

In einem tibetanischen Kloster hatte er ihn bekommen. Von Buddha sollte er stammen, und wenn Suko ein bestimmtes Wort rief, hielt der Stab die Zeit für fünf Sekunden an. Dann rührte sich auch keiner der in Rufweite stehenden Menschen. Suko durfte innerhalb des kurzen Zeitraumes alles machen, nur nicht töten. Hätte er das getan, wäre dem Stab die Wirkung genommen worden.

Die Hälfte der Distanz hatte der Golem bereits hinter sich gebracht. Für Suko wurde es Zeit.

Er drückte seinen Körper in die Höhe, federte in den Knien noch einmal nach, hielt den Stab in der rechten Hand, schaute auf den Golem und sprang.

Für einen Moment befand sich Suko in der Luft. Die Distanz war nicht sehr hoch, wenigstens nicht für einen durchtrainierten Mann wie den Chinesen. Er kam auch glatt auf, sah seinen Gegner nur noch ein paar Schritte entfernt und rief das magische Wort.

»Topar!«

Bei Menschen und Dämonen zeigte dieser Ruf Erfolg. Aber würde auch der Golem stehenbleiben?

Ja, er erstarrte!

Für Suko ein Beweis, daß nicht Technik ihn antrieb, sondern eine unbekannte Magie.

Er blieb genau in der Haltung stehen, die er zuletzt eingenommen hatte.

Einen seiner stählernen Arme vorgestreckt, den anderen etwas nach hinten gedreht.

Suko mußte die Spanne nutzen, die ihm blieb. Fünf Sekunden waren verdammt schnell vorbei.

Er griff nach der Kugel. Sie war zum Glück nur so groß, daß Suko sie mit einer Hand umfassen konnte.

Er legte die fünf Finger darum, zog - und…

Die Kugel rührte sich nicht!

***

Als mich das Mündungsfeuer blendete, glaubte ich für einen Moment, daß mich die Kugel treffen würde, so dicht explodierte alles vor meinen Augen.

Aber das Geschoß wischte an mir vorbei. In das Echo des Schusses tönte ein schriller wütender Schrei.

Jane!

Ihr Name stach mir wie ein Blitzstrahl durch das Gehirn. Natürlich, es konnte nur Jane sein, die geschrien hatte, und Bill Conolly drückte noch einmal ab.

Ob er auch zum zweitenmal getroffen hatte, wußte ich nicht. Es war mir auch egal, ich wollte nur sehen, was Bill mit der ersten Kugel erreicht hatte.

Deshalb schleuderte ich meinen Körper herum.

Sie stand nicht mehr vor mir. Zwar hielt sie das Gewehr noch umklammert, doch die Mündung zeigte zu Boden. Sie bewegte sich genau in dem Rhythmus, in dem Jane auch zurück taumelte.

Das konnte nur einen Grund haben.

Bill hatte sie getroffen!

Leider waren die Lichtverhältnisse mies, so daß ich Genaueres nicht erkennen konnte.

Jane stöhnte. Abgehackte Laute drangen aus ihrem Mund. Im ersten Augenblick glaubte ich daran, daß sie der Treffer vernichtet haben konnte, das schien mir nicht der Fall zu sein, denn sie war eine Hexe und stand unter dem Schutz des Teufels.

Ich hörte ihre Schritte, dann einen dumpfen Aufprall. Das Geräusch konnte nur eine Bedeutung haben.

Jane war gefallen.

Ich hatte sie nicht zusammensacken sehen. Aber sie hockte am Boden.

Deutlich zeichnete sich ihr Schatten ab, und ich sah auch die müde Bewegung, mit der sie die Hand hob.

Da war nichts mehr von einer kämpferischen Entschlossenheit. Ich schaute auf eine Jane Collins, die erledigt war.

Vorläufig oder für immer?

Ich ging auf sie zu.

Um besser sehen zu können, nahm ich meine kleine Bleistiftleuchte, schaltete sie ein und ließ den Strahl über Jane Collins' Körper kreisen.

Ihr Gesicht war bleich, die Züge verzerrt, wirkten entstellt, und ich sah die rote Farbe auf der Haut.

Nein, keine Farbe, sondern Blut!

Für einen Moment stand ich da wie festgenagelt, bevor ich mich bückte und ihr das Gewehr entriß. Ich nahm es so, daß sie in die Mündung schauen konnte.

Bills Kugel hatte sie am Kopf getroffen. Sie war nicht eingedrungen,

dennoch reichte der Streifschuß, denn er hatte über dem linken Ohr einiges weggerissen, einen tiefen Schnitt hinterlassen, und aus ihm quoll auch das Blut.

Hexenblut!

Ob es eine andere Farbe besaß als normales Blut, war mir unbekannt.

Ich jedenfalls hatte Jane noch nie so am Boden gesehen wie in diesen Augenblicken.

Was mochte sie fühlen?

So sehr ich sie manchmal verflucht hatte, plötzlich spürte ich keinen Haß gegen sie, vielleicht so etwas wie Mitleid.

Ich sprach sie an. »Jane, du hast gesehen…«

»Bastard!« spie sie mir entgegen. »Verdammter Bastard! Glaub nur nicht, daß du es geschafft hast. Ich bin nicht erledigt. So etwas bringt mich nicht um. Ich habe die Kugel dank meiner Hexenkräfte etwas ableiten können, und die Kräfte schaffen noch mehr, das schwöre ich dir. Solange der Satan auf meiner Seite steht, hast du nicht gewonnen. Er ist stärker als du, er wird dich…«

Sie sprach den Satz nicht mehr zu Ende, denn urplötzlich verwandelte sich ihr Gesicht.

Ein anderes schob sich darüber.

Eine Fratze!

Der Teufel kam.

Und Asmodis bewies seine Macht. Vor meinen Augen zeigte er, daß er nicht gewillt war, von seiner Dienerin Jane Collins zu lassen. Er umhüllte sie mit seinem Schutz. Ehe ich noch etwas dagegen unternehmen konnte, schossen blaugelbe Flammen hoch bis zur Decke, und das Gesicht des Satans steckte in ihnen.

»Nein, Sinclair! Du gewinnst nicht!«

Ich wollte noch mein Kreuz nehmen, es hatte keinen Sinn mehr, da waren die Flammen bereits zusammengefallen, und ich schaute auf einen leeren Fleck.

Jane Collins war verschwunden!

Jemand, dem sie zugetan war und der stärker war als ich, hatte sie wieder zu sich geholt.

Asmodis!

Wen er einmal hatte, den ließ er nicht los. Ich hätte mich nicht von Gefühlen leiten lassen, sondern härter gegen Jane vorgehen sollen. Noch immer zeigte ich so etwas wie Rücksicht. Allmählich sah ich ein, daß es verkehrt war.

»John, was ist?« Schwach vernahm ich die Stimme meines Freundes Bill und drehte mich um.

Ich winkte ab. »Nichts, Alter, gar nichts.« Dann verließ ich das Zimmer.

»Wo willst du hin?« Zwar hörte ich noch Bills Stimme, reagierte aber

nicht, sondern befreite die Frau des Arztes aus ihrem Gefängnis, in dem ich die Tür eintrat.

Ein blasse, geschockte Frau fiel mir fast in die Arme. Ich lehnte Erklärungen ab und bat sie, sich um den Verletzten zu kümmern. Gemeinsam gingen wir zurück.

Die Frau stellte keine Fragen. Auch nicht, als sie das im Zimmer herrschende Chaos bemerkte. Schweigend machte sie sich an die Arbeit und ich half ihr, Bill zur Seite zu legen.

»Danke«, sagte ich zu meinem Freund. »Wenn du nicht gewesen wärst, hätte sie mich…«

Bill war bewußtlos geworden, die nächsten Worte konnte ich mir sparen.

»Was ist eigentlich hier los?« fragte mich die Frau.

»Das werde ich Ihnen später erklären«, gab ich zurück. »Tun Sie mir einen Gefallen und bleiben Sie bei dem Verletzten. Ich habe leider noch etwas zu erledigen.«

»Die Männer mit den roten Flecken?«

»So ist es.« Bevor sie noch nachhaken konnte, war ich verschwunden.

Wieder stand ich draußen und atmete die kühle Luft ein. Automatisch dachte ich an Jane und meinen Fehler.

Ich schwor mir, beim nächstenmal anders vorzugehen. Wenn sich die Gelegenheit bot, wollte ich Jane Collins nicht mehr entkommen lassen.

Ich hätte sie bannen müssen und…

Es war müßig, sich Vorwürfe zu machen. Es war nicht geschehen, der Teufel hatte sie wieder und ich das Nachsehen.

Drei Teufelsdiener waren noch übrig. Sicherlich geisterten sie durch den Ort und waren auf der Suche nach Menschen. Die beiden mußte ich unbedingt finden.

Ich lief über den Kirchplatz und blieb plötzlich stehen, als ich das Dröhnen eines Hubschraubers hörte. Ich hob den Kopf, bohrte meinen Blick in die Dunkelheit und glaubte auch, die Positionsleuchten blinken zu sehen.

Allerdings waren sie ziemlich weit entfernt, quasi am anderen Ende der Ortschaft.

Ich dachte an das Gespräch mit Sir James und auch an die Hilfe, die mir mein Chef zugesagt hatte. Das mußte diese Hilfe sein. Wahrscheinlich war der Hubschrauber mit. Soldaten besetzt.

Wenn die Burschen zu einer Sondertruppe gehörten, waren sie knallhart.

Sie würden sich auch vor den Teufelsdienern nicht fürchten, dennoch mußte ich sie warnen.

Nurgess war eine kleine Ortschaft, dennoch kannte ich mich nicht aus.

Zudem war es dunkel, es würde also Zeit vergehen, bis ich mein Ziel erreicht hatte.
Und die wollte ich nicht vergeuden.
Aus diesem Grunde orientierte ich mich in Richtung Kirche, der Turm war auch im Dunkeln zu sehen und stach als Schatten in den Himmel.
Niemand begegnete mir. Konstabler McGraff schien es tatsächlich geschafft zu haben.
Es ist irgendwie bedrückend, durch ein leeres Dorf zu gehen, das zudem noch im Dunkeln liegt. Überall sah ich die tiefen, düsteren Schatten, wo heimtückische Killer lauern konnten, die mir eine Kugel auf den Pelz brennen wollten.
Und so lief ich weiter, die Beretta schußbereit in der Hand.
Schüsse durchdrangen die Nacht. Ich blieb stehen, lauschte dem Klang und erkannte, daß mit Maschinenpistolen geschossen wurde. Stellte sich die Frage, welches Ziel meine Helfer hatten. Entweder feuerten sie auf den Golem oder waren an die Teufelsdiener geraten.
Endlich erreichte ich die Kirche. Auf dem großen Vorplatz blieb ich für einen Moment stehen, ging danach langsamer, suchte ihn ab und sah einen Körper auf dem Boden liegen.
Schwarz, wie verbrannt wirkend an einigen Stellen, als wäre er von Säure getroffen worden.
Demnach hatte ich es nur noch mit zwei Teufelsdienern zu tun, falls beide noch existierten.
Das Tor der Kirche war geschlossen. Trotz der dicken Mauern vernahm ich Stimmengemurmel. Für mich ein Beweis, daß sich die Bewohner von Nurgess in dem Gotteshaus versammelt hatten.
Und dort trauten sich die Teufelsdiener nicht hinein.
Es wurde nicht mehr geschossen. Erst jetzt fiel es mir auf und auch die seltsame Stille, die über dem Ort lag. Es war eine bedrückende Ruhe.
Ich kannte so etwas, denn ein Sprichwort erzählt nicht umsonst von der Ruhe vor dem Sturm.
So war es hier auch…
Die Richtung hatte ich mir gemerkt. Ich wußte ungefähr, wo der Hubschrauber gelandet war. Da man dort zudem geschossen hatte, mußten sich die Ereignisse auf diesen Fleck konzentrieren.
Da wollte ich hin.
Ich lief los. Meine Schritte waren leicht. Ich hatte mich wieder erholt und lief ziemlich schnell. Die Zeit war kostbar geworden.
Dann wurde wieder geschossen.
Auch einen Schrei vernahm ich.
Er hörte sich an wie ein Todesruf.
Ich lief noch schneller. Die Gefahr hatte sich verdichtet, das spürte

ich genau.

Der Weg brachte mich zwar nicht direkt zu meinem Ziel, aber ich sah, als ich die letzten Häuser hinter mir gelassen hatte, eine große eingezäunte Wiese. Auf ihr stand ein kompakter Hubschrauber, und ich bemerkte die Soldaten, sah auch Mündungsfeuer.

Nicht nur die Menschen schossen. An den leuchtenden Malen, die wie zwei rote Sterne blinkten, erkannte ich auch die beiden übriggebliebenen Teufelsdiener.

Sie waren ebenfalls bewaffnet und schossen, was die automatischen Gewehre hergaben. Mit diesen Garben zwangen sie sogar die Soldaten in Deckung. Diese feuerten zurück, trafen auch, aber sie schafften die beiden vom Satan beeinflußten Menschen nicht.

Schattenhaft spielte sich das Geschehen vor meinen Augen ab. Ich kam mir vor wie in einem Zuschauerraum sitzend, während auf einer Bühne die Akteure standen.

Nur war dies kein Spiel.

Ich hatte den Zaun erreicht. Er bestand aus Draht, und ich stellte zudem fest, daß man ihn elektrisch aufgeladen hatte!

Eine Feuerpause entstand.

Die Stimme eines Mannes hallte über die Wiese. Befehlsgewohnt kam sie mir vor. Der Mann sammelte seine Leute, während die beiden Teufelsdiener auf dem Fleck standen und sich drehten.

Die Soldaten huschten geduckt in andere Stellungen.

Das gab mir Gelegenheit, unter dem Zaun herzukriechen. Kaum befand ich mich auf der anderen Seite, als ich mich aufrichtete und mit beiden Armen winkte.

»Feuer einstellen!« brüllte ich.

Die Soldaten waren überrascht. Sie schossen tatsächlich nicht, aber die beiden Teufelsdiener wollten es natürlich wissen.

Jetzt kam es darauf an, wer schneller reagierte.

Sie hatten mich gehört, und meine Stimme mußte ihnen sicherlich unter die Haut gegangen sein. Sie erkannten in mir ihren großen Feind, kreiselten herum und legten auf mich an.

Natürlich hatten sie ihre Finger am Drücker. Sie würden und wollten mich auch erledigen, aber ich machte ihnen einen Strich durch die Rechnung.

Längst lag ich am Boden, sah schon das Mündungsfeuer und hörte das Hämmern der automatischen Gewehre.

Ich wunderte mich, wie ruhig ich in diesen Augenblicken blieb, es steckte eine fast erfrierende Kälte in mir, und ich besaß einen großen Vorteil.

Da sich meine Gegner nicht bewegten und die glühenden Male auf den Stirnen trugen, zeichneten sie sich als Ziele sehr gut ab.

Gefährlich nahe hackten die Geschosse in den Boden und rissen die

weiche Wiese auf. Sie kamen auf mich zu, meine Gegner schossen sich ein, und ich feuerte zurück.

Zunächst auf den links vor mir stehenden, denn seine Kugeln lagen am nächsten.

Die Beretta peitschte zweimal, dann rollte ich mich weiter, hielt wieder ein, zielte einen Moment lang und jagte noch einmal zwei Kugeln aus dem Lauf.

Sie waren sich ihrer Sache zu sicher gewesen und hatten ihre Stellungen nicht verändert.

Das rächte sich.

Beide Teufelsdiener wurden von meinen Kugeln erwischt und zu Boden geschleudert. Diesmal erhoben sie sich nicht mehr, denn die geweihten Silbergeschosse zerstörten die dämonischen Wesen.

Auch ich erhob mich. Die Beretta lud ich automatisch nach. Vor meinen Lippen dampfte der Atem. Tau glitzerte auf dem Gras. Kühl fuhr der Wind von den Bergen gegen mich. Ich fröstelte und zitterte leicht. Es war nicht nur die Kälte, die mich so reagieren ließ, denn allmählich kam auch die Reaktion auf die letzten Sekunden, meine Zähne schlugen aufeinander. Dennoch durfte ich nicht stehenbleiben. Mit staksigen Schritten schritt ich über die Weide und ging dorthin, wo die beiden im Gras lagen.

Auch die Soldaten erhoben sich aus ihre spärlichen Deckungen. Einer von ihnen humpelte und konnte sich kaum auf den Beinen halten. Zwei Kameraden stützten ihn.

Auf mich kam der Anführer zu. Er behielt zum Glück die Nerven, und ich zeigte ihm als Erklärung meinen Ausweis.

»Dann sind Sie Oberinspektor Sinclair?«

»Genau.«

»Ihr Freund berichtete auf dem Flug von Ihnen. Wir haben Sie schon gesucht.«

»Wo steckt Suko?«

»Der ist dem Golem gefolgt.« Der Sergeant drehte sich um und deutete auf die dunklen Umrisse einer Scheune. »Da sind sie verschwunden. Aber sagen Sie, Sir, sind die beiden erledigt?«

»Ja.«

»Wie haben Sie das geschafft?«

Ich winkte ab, denn ich hatte keine Lust, weitere Erklärungen zu geben.

Suko und der Golem interessierten mich weit mehr. »In der Scheune, sagten Sie?«

»Ja, Sir. Wir wollten…«

Ein dumpfes Krachen riß ihm die Worte von den Lippen. Eine Scheunenwand wurde zerfetzt, und im nächsten Augenblick verließ der Golem das Gebäude.

Von Suko keine Spur…

***

Von den fünf Sekunden waren mindestens zwei schon vergangen, als Suko klar wurde, daß er die Kugel so nicht bekommen konnte. Sie war mit dem Golem verwachsen.

Noch einmal versuchte er es. Er legte alle Kraft in seine Finger und drehte mit aller Kraft. Gleichzeitig zog er, aber die Kugel steckte zu fest.

Suko gab nicht auf.

Dann war die Zeit vorbei.

Und der Golem machte dort weiter, wo er aufgehört hatte. Er schleuderte seinen rechten Arm vor, Suko kam trotz seiner Reaktionsschnelligkeit nicht rasch genug weg, wurde getroffen und bis zur Leiter wieder zurück geschleudert. Er krachte mit dem Rücken dagegen und warf sie um. Die Leiter fiel zur Seite, das allerdings bemerkte Suko kaum, denn der Golem walzte vor.

Suko sah ihn als gewaltigen Schatten, ein Gebirge aus Metall kam ihm da entgegen, und der Chinese ahnte, was dieses Monstrum mit ihm vorhatte. Es wollte ihn zertreten.

Diese Annahme wurde bald zur Gewißheit, denn der Golem war nahe genug an ihn herangekommen, um sein rechtes Bein heben zu können.

Er brauchte es nur noch nach unten zu drücken, um Sukos Brustkasten zu zerschmettern.

Mit seinen Händen konnte der Chinese den Koloß nicht mehr stoppen.

Er mußte weg.

Bevor der Golem ihn treffen konnte, wuchtete Suko seinen Körper nach rechts, rollte über die Leiter, spürte schmerzhaft die Sprossen und kümmerte sich nicht darum.

Daß der Golem ihn nicht traf, war wichtiger.

Und der Fuß hämmerte in den Boden. Er hinterließ einen tiefen Abdruck auf dem festgestampften Lehm, der bewies, mit welch einer Wucht dieser Koloß zugetreten hatte.

Suko sprang auf. Er hatte kaum die senkrechte Stellung erreicht, als er zur Seite huschte und auch das Dröhnen der stampfenden Füße hinter sich vernahm.

Der Golem war plötzlich sehr schnell, wuchtete seinen gewaltigen Körper vor, um Suko unter sich zu begraben.

Aus dem Mund des Chinesen drang ein Kampfschrei. Doch Suko griff nicht an, sondern sprang mit einem gewaltigen Satz in die Höhe und gleichzeitig zur Seite.

So schnell wie Suko konnte der Golem trotz seiner relativen Gewandtheit nicht reagieren. Er schaffte es auch nicht, den Lauf zu

stoppen und hämmerte voll gegen die Wand.
Ein schwerer Koloß wie er durchbrach das Holz, als bestünde das Hindernis aus Papier.
Der Chinese hörte das Krachen der einzelnen Latten, die aus ihrem Verbund gefetzt wurden, so daß ein gewaltiges Loch in der Wand entstand, durch das der Golem schlüpfen konnte.
Er war im Freien.
Suko befand sich noch im Innern. Staub wölkte hoch, und er hörte auch das Knirschen der Dachbalken. Die Scheune war dabei, einzustürzen.
Wenn er sich nicht beeilte, begruben die Trümmer ihn unter sich.
Suko jagte durch die Staubwolke, spürte die kühle Luft, tauchte zur Seite weg und sah nicht nur den Golem, sondern auch die Soldaten und seinen Freund John Sinclair…

***

Ich hatte Angst um Suko.
Den Golem sah ich, aber meinen Freund nicht. Der Koloß wurde von einer dichten Staubwolke begleitet, aus der er sich nur allmählich hervorschälte. Er hatte nichts von seiner furchteinflößenden Größe verloren und strahlte noch das gleiche Grauen ab, das ich bei unserer ersten Begegnung im Vorhof der Hölle bereits erlebt hatte.
Er stampfte näher.
Wie konnte ich ihn stoppen?
Meine Gedankengänge wurden abgelenkt, denn ich sah meinen Freund Suko ebenfalls aus der Öffnung taumeln. Er winkte sogar, und ich winkte zurück.
Neben mir stand Brisbane. »Mit Kugeln ist da nichts zu machen!« schrie er. »Ich weiß nicht, was wir noch unternehmen sollen?«
»Lassen Sie mich!«
Er hielt mich an der Schulter fest, als ich gehen wollte. »Mann, Sie sind ja wahnsinnig, der zerreißt sie in der Luft.«
»Abwarten.« Mit einer schnellen Drehung löste ich mich aus seinem Griff und ließ ihn stehen.
Der Golem wußte, wer sein nächstes Opfer sein sollte. Die Soldaten interessierten ihn nicht mehr, auch Suko war nicht wichtig, er war allein auf mich fixiert.
Ich spürte die Schwarze Magie, die er ausströmte. In ihm steckte etwas, ein Geist, vielleicht der Teufel selbst. Wer war sein Antrieb?
Mit diesem Golem stimmte etwas nicht, das wußte ich. Der Satan hielt immer höllische Überraschungen für mich bereit, und für einen Augenblick dachte ich sogar an Jane Collins, die eventuell in der Panzerung stecken konnte.
Dann verwarf ich den Gedanken wieder und konzentrierte mich auf

meinen Gegner.
Er walzte heran. Das Auge in seiner Körpermitte glühte. Es war Taniths Kugel, ich erkannte sogar die Schlieren in ihrem Innern. Sie besaßen eine besondere Bedeutung, die mir allerdings noch nicht klar geworden war. Selbst Tanith hatte sie nicht gewußt.
Nur wenn ich ihm die Kugel abnahm, war er zu stoppen. Ober gab es vielleicht auch eine andere Möglichkeit?
Davor schreckte ich noch zurück, denn zerstören wollte ich die Kugel nicht.
Wenigstens jetzt noch nicht!
Kein Wunderwerk der Technik, sondern ein von Magie getriebenes Wesen. Und durch Magie mußte ich es halten.
Das Kreuz!
Dazu noch aktiviert.
Dann würde Satan in meine weißmagische Falle laufen. So erhoffte ich es. Ich tauschte die Beretta gegen das Kreuz. Der Golem mußte es wahrnehmen und seine Ausstrahlung spüren, denn ich hielt meinen Arm ausgestreckt, aber er tat nichts.
Er blieb nicht einmal stehen. Ziemlich ungelenk und steif schritt er weiter auf mich zu.
»Tun Sie doch was!« schrie der Sergeant. Er verlor allmählich die Nerven.
Nahe der Scheune sah ich Suko. Mein Partner stand auf dem Sprung, um nötigenfalls einzugreifen.
Die Kugel leuchtete jetzt klar und hell. Sämtliche Schlieren waren verschwunden, dafür entdeckte ich etwas anderes in ihrem Innern.
Das Gesicht des Teufels.
Grinsend, häßlich verzogen und triumphierend. Jetzt wußte ich, wer in dem Golem steckte.
Satan persönlich.
Verdammt, warum hatte ich denn nicht den Kelch? Er und das Kreuz hätten eine Verbindung eingehen können, die auch den Golem zerstörten.
Und der Satan lachte weiter. Lautlos, hämisch, mit feurigen Augen, und als ich ihm und dem Golem die Formel entgegenschrie, bekam ich nur die ersten beiden Wörter heraus.
Da hatte Asmodis gehandelt.
Wie es ihm möglich gewesen war, wußte ich nicht zu sagen. Vor meinen Augen verschwand die Kugel. Eine kaum faßbare Kraft zog sie nach innen, und es blieb in der Körpermitte des Golems ein Loch zurück.
Aus, vorbei!
Der Teufel hatte genau das getan, was wir hatten verhindern wollen. Asmodis wußte genau, daß meine Magie gegen den Golem gewirkt

hätte, und er hatte deshalb seinen Schutz zurückgezogen.
Aber noch stand der Golem.
Konnte ich es wagen?
Ich ging auf ihn zu. Zwei Schritte weit kam ich, als ich sah, daß auch der Golem verging.
Er wankte. Es waren keine blechernen Geräusche zu vernehmen. Der Riese verlor sein magisches Leben in einer gespenstischen Lautlosigkeit. Die Soldaten und auch Suko kamen näher. Sie alle wollten zuschauen, wie das Monstrum kippte.
Es schlug dumpf zu Boden.
Und plötzlich löste sich der Schädel. Die dunkelblaue Kugel rollte davon wie ein Fußball. Neben dem Chinesen blieb sie liegen. Suko konnte nicht anders und kickte sie zur Seite.
Ich verscheuchte die Soldaten, die sich des Golems annehmen wollten.
Noch immer traute ich dem Braten nicht, denn der Satan war für jede Überraschung gut.
Als ich den Körper erreicht hatte, ging ich so vor ihm in die Hocke, daß ich in ihn hineinschauen konnte.
Er war leer.
Keine Technik, keine Elektroden oder irgendwelche Schaltkreise bekam ich zu sehen.
Nur eine Hülle.
Oder doch nicht. Irgend etwas störte mich, als ich in den Körper schaute.
So völlig ohne Leben schien er doch nicht zu sein. Ich sah zwar in die Schwärze, in ein gefährliches Dunkel, doch dies konnte durchaus mit einem Geist ausgefüllt sein.
Die Umgebung um mich herum versank. Nur mein Kreuz leuchtete ein wenig nach.
Ein Zeichen für mich, daß ich mich nicht irrte.
Und dann hörte ich die Stimme. Leise, zischend, dennoch ungemein gefährlich.
»Sinclair, John Sinclair! Hüte dich, ich bin wieder da. Ich komme zurück. Diesmal war es ein Test gewesen, aber ich kann auch anders. Das wirst du bald sehen. Hä, hä, hä…« Ein hämisches Lachen schallte mir noch entgegen, dann war der Spuk verschwunden.
Der Spuk? Nein, er war es nicht gewesen, ein anderer, den ich kannte und dessen Stimme mir irgendwie bekannt vorkam. Mit seinem Geist war der Golem angefüllt worden.
Wer konnte das sein?
»Wir werden die Hülle verbrennen.« Wie aus weiter Ferne vernahm ich die Stimme des Sergeants. Als ich die Berührung an der Schulter spürte, zuckte ich zusammen.

Suko stand neben mir. »Was hast du, John?«
»Eigentlich nichts.«
»Also doch etwas.«
»Möglich.«
»Rede schon!«
Ich winkte ab. »Später.«

***

Es gab für uns nichts mehr zu tun. Das Dorf hatten wir von den dämonischen Einflüssen gesäubert, und die Menschen konnten die Kirche auch wieder verlassen.

Konstabler McGraff machte einen glücklichen Eindruck. Ich lernte auch den Pfarrer kennen und erfuhr, daß er es gewesen war, der einen Teufelsdiener zerstört hatte.

Das alles war natürlich wunderbar. Niemand hatte sein Leben verloren, auch Bill befand sich in guten Händen. Er war so versorgt worden, daß er auch einen Flug mit dem Hubschrauber überstehen würde, doch Sheila hatten wir nicht zurück und die Kugel auch nicht.

Die Jagd würde weitergehen.

In einer kleinen Kneipe blieben wir noch sitzen. Die Soldaten bekamen etwas zu essen und zu trinken.

Suko und ich hatten uns an einen Nebentisch gesetzt, weg von den anderen. Jetzt erst sprach mich der Inspektor wieder auf mein seltsames Verhalten an. »John, da war doch was!«

»Sicher.«

»Hängt es mit der Kugel zusammen?«

»Nein, das nicht.« Meine Blicke waren auf die Tischplatte gerichtet. »Ich habe aus der Hülle des Golems eine Stimme vernommen, und zwar eine, die ich kenne.«

»Und wer war es?«

Ich hob die Schultern. »Du kennst den Sprecher nicht. Es war vor der Zeit, als wir uns kennenlernten. Aber es gab einen, der hat mir finstere Rache geschworen. Und ich weiß auch jetzt, wen ich reden gehört habe. Ich erzählte dir von ihm. Es war der erste Fall, den ich zu lösen hatte…«

»Orgow!« flüsterte Suko.

Ernst und blaß im Gesicht schaute ich ihn an. »Ja, es war Orgow, und er hat seinen Racheschwur nicht vergessen…«

ENDE des Zweiteilers